

AUTOBIOGRAFISCHE MOTIVATIONSKETTEN UND VERHALTENS-„STRÄNGE“

Meinem Neffen Martin St. gewidmet, auf dessen Nachfragen hin dieser Text entstanden ist

Zur ersten Orientierung

Was blieb, was entwickelte sich, was änderte sich - und was kommt heute (und darüber hinaus) noch nach? Das Suchen und Kramen in der eigenen ungeschriebenen Biografie fördert Ergebnisse und Einsichten zutage, die sehr verschiedene Gefühle auslösen. Immerhin kommt die Tatsache, dass der Horizont des Lebensendes ziemlich dicht heranrückt, dem Wunsch zugute, sich nicht allzu sehr selbst zu betrügen und etwas schönzureden, was es nicht verdient. Was sind schon 15 Jahre (wenn ich sie noch habe) angesichts des Erlebnisses, dass die Monate nur so durchrauschen?

Der Rückblick zwingt zum Sortieren. Beim Versuch, meine Verhaltensmuster zu erkennen, bin ich auf etwa zehn Bereiche gestoßen, die ich hier bewusst in der Reihenfolge aufzähle, in denen sie mir (nach tagelangem, teils nur halb bewusstem „Brüten“) deutlicher geworden sind - natürlich sind sie untereinander verflochten. Manche haben - ob ich wollte oder nicht - meine Identität stark geformt, von manchen hätte ich es mir gewünscht. Hier sind sie:

- Lesen, lesen, lesen - und viel zu viele Bücher (und dann doch noch zu wenige)
- Schmutz, Ordnung und Stil (mit einiger Selbst-Ironie)
- Bewegung(en) im Raum - und der Versuch, zu bleiben und zu wohnen
- Glauben, Zweifel, Wissen - kleine Erkenntnisse (und das Schreiben darüber)
- Frauen, Ästhetik, Erotik und Sexualität
- Alltags-Rassismen - die zähe Brut der Vorurteile und das Wegsehen
- Politik und Emotionen
- Angst und Mut - das uralte „innere Kind“

Der Katalog verdeutlicht für die Leser*innen ganz sicher, dass Vieles und Wesentliches fehlt - so zum Beispiel die Tatsache, dass ich lebenslänglich doch eine Sorte von „Lehrer“ war und bin - mit allen böartigen und selten erfreulichen oder gar liebenswürdigen Eigenheiten, die diese Spezies in der gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung „auszeichnen“¹. Ich komme gegen Schluss noch einmal darauf zurück.

¹ Das mit diesem Beruf ist, genauer betrachtet, eine böse Falle: Dauernd soll man Menschen etwas erklären, die nur selten etwas hören wollen, sondern meist eher müssen. Auf das Erklären hin muss ich mich aber konditionieren. Wenn ich das geschafft habe (zum Beispiel durch das Erlernen einer Vielzahl von Tricks, damit es nicht zu massiv rüberkommt), muss ich schon wieder darauf achten, dass das mein Verhalten nicht übermäßig prägt. - Außerdem ist diese Konditionierung damit verbunden, dass ich glaube, ich müsste auf alle möglichen Fragen immer eine Antwort geben können - was natürlich nie auch nur annähernd vollständig klappen kann. Das zuzugeben fällt mir noch nach einigen Jahrzehnten schwer (und oft auch nicht freiwillig allen Menschen gegenüber). Das so entstandene Verhaltensmuster zu durchbrechen ist schwerer, als man glauben möchte. Das kommt auch daher, dass „Lernen“ anders geht als „Begreifen“ - das letztere kann sogar manchmal schlagartig vonstatten gehen; Lernen ist dagegen fast immer eine verdammt zähe Angelegenheit ohne Erfolgsgarantie.

Manches vom Geschriebenen möchte ich am Ende jedes „Kapitels“ abschließend danach beurteilen, was der „heimliche“, was der „offizielle“ und was der „notwendige Lehrplan“ war und vielleicht auch noch ist.

Das Konzept der „3 Lehrpläne“ ist alt und ziemlich holzschnittartig einfach, ähnlich der Einteilung des Lernens in je eine kognitive, emotionale und soziale Seite. Es kann aber zur Klärung meiner Entwicklungsschritte beitragen, weil es den Fortgang von Fremdbestimmung (offizieller Lehrplan) zur Erkenntnis einer Selbstbestimmung, die durch vielerlei Umstände bedingt ist (heimlicher Lehrplan), bis zu einer bewussten, eigenen Zielsetzung beschreibt. Diese drei Bereiche sind nicht immer präzise voneinander abgrenzbar - ebenso wenig wie die des Lernens; das schlägt sich auch im folgenden Text nieder.

- Dem „offiziellen Lehrplan“, der von den Eltern, der Schule, den „Arbeitgebern“ usw. aufgestellt wird, konnte ich mit z. T. sehr unterschiedlichem Erfolg nachkommen.
- Den „heimlichen Lehrplan“, dem ich oft genug nahezu „blindfolded“ gefolgt bin, habe ich manchmal wahrgenommen und teilweise sogar verstanden - was aber nicht hieß, dass ich daraufhin zielbewusster oder „erfolgreicher“ geworden wäre. -
- Der „notwendige Lehrplan“, das wäre demnach der „rote Faden“, die „innere Logik“ meiner Biografie. „Eigentlich“ bin ich inzwischen alt genug, das alles wenigstens im Umriss halbwegs zu begreifen.

Das besagt aber letztlich wenig: Arno Schmidt (auf den ich noch verschiedentlich zu sprechen kommen werde) hielt am Ende mancher seiner Bücher fest: „Wir [gemeint ist zumeist: ich] werden scheitern“. Vermutlich wird's mir auch so gehen - wenn ich aber an Menschen denke, an denen ich mich manchmal messe, ist das vermutlich eine gar nicht mal so schlechte Bilanz meiner eigenen „condition humaine“².

Ich denke, auf den folgenden Seiten wird klarer werden, was an diesem Punkt womöglich noch etwas dunkel ist und unnötig rätselhaft klingt.

Außerdem habe ich Anmerkungen zum Text hinzugesetzt. Meist kann man den Text auch ohne sie lesen. Trotzdem sind sie mir als zusätzliche Gedanken wichtig, die den Text an sich viel zu schwerfällig gemacht hätten. Schwerfällig ist er ohnehin schon, obwohl er nicht „wissenschaftlich“ ist - aber der Zwang zum wissenschaftlichen Reden und Schreiben lässt sich - wie ich merke - nicht einfach beiseite schieben. Ich habe mir Mühe gegeben, mich genau auszudrücken; das geht meist zu Lasten von Stimmung, Ironie oder Impressionen. Ich lasse das Ganze auf die Leser*innen los in der Hoffnung, dass sie nicht unterwegs allzu oft einschlafen oder aufgeben.

² Einerseits ist das an sich völlig banal: Natürlich erreichen wir fast nie all das, was wir wollten und/oder wünschten. Damit könnte man sich eigentlich zufriedengeben. Andererseits hat auch mich immer wieder mal die Frage gequält, ob ich nicht doch wenigstens ab und zu und da und dort nicht z. B. noch einen Karriereschritt mehr hätte versuchen sollen; ganz zu schweigen vom Privatbereich: Hätte ich nicht vielleicht doch irgendwann heiraten und dann auch Kinder in die Welt setzen sollen? Oder noch was ganz Anderes: Mit etwa 20 Jahren hatte ich ein gut entwickeltes Sprachvermögen und einen beträchtlichen aktiven Wortschatz. Heute kritisiert mein Neffe völlig zu Recht, dass ich aus seiner Sicht „hölzern“ schreibe - die Sozialwissenschaften haben mich da sprachlich doch sehr zurechtgeschliffen. Ob ich da noch mal wieder herauskomme, ist nicht ausgemacht. Allerdings: Bei den Erwachsenenbildungsseminaren komme ich in der Kritik meist noch ganz gut weg...

Die lebenslange Sucht: Lesen

Vielleicht ist es kennzeichnend, dass ich mir das Lesen größtenteils selbst beigebracht habe - ich konnte schon lesen, als ich in die Schule kam (deswegen hieß es im ersten Zeugnis: „gut, aber im Lesen sehr gut“)³. Im Rückblick finde ich das umso verblüffender, als mein Elternhaus unliterarisch war und blieb. Der mögliche Einfluss der Großeltern (mein Großvater mütterlicherseits war ein begeisterter Leser) blieb gering, weil wir sie verlassen mussten, als ich gerade fünf Jahre alt war. Auch nachdem wir längst zur Ruhe gekommen waren (1956/57 in Konstanz, wo beide Eltern dann auch gestorben sind), gab es kaum mehr als etwa zehn Bücher - darunter kein Lexikon, aber die Bibel (mit einigen Illustrationen), das Gesangbuch (die Eltern hatten eins, ich bekam eins zur Konfirmation, mit Goldschnitt); mein Vater hatte zwei, drei Sachbücher zur Steuergesetzgebung; meine Mutter las zumeist außer der Tageszeitung in einem Buch mit Tageslosungen; dazu gab es zeitweise eine Mitgliedschaft in der gewerkschaftseigenen „Büchergilde Gutenberg“ (es gibt sie noch heute), die mit etwa 4 - 5 Büchern - davon wenigstens 3 von John Knittel - rasch wieder endete; schließlich hatte ich als Kind ein Bilderbuch „Hans Wundersam“ (ungefähr 1920 erschienen), an das ich mich vage erinnere, und mein erstes „richtiges“ Buch: „Kasperle auf Reisen“ von Josephine Siebe, an das ich mich sehr gern erinnere, weil es meine Phantasie verzauberte (das 1921 geschriebene Buch kann man heute noch kaufen - mir erscheint es im Rückblick wie eine Kreuzung von E. T. A. Hoffmann mit Pinocchio). Das Buch bescherte mir außerdem einige Worte, die ich nicht kannte; drei davon weiß ich bis heute: „Abenteurer“, „siedendes Wasser“ und „Matrose“ - die musste ich mir erst erklären lassen.

Es war der Einstieg in eine Welt, die erreichbar schien - auch wenn es teuer und umständlich war und wenn auch manche fast abartige Umwege damit verbunden waren. So las ich mich in Konstanz durch zwei kleine Leihbüchereien durch, mehr aber noch durch die Bibliotheken von Nachbarn, die ich anbettelte, um ihre Bücher lesen zu können - Beispiele für damals: Die „Angélique“-Romane von Anne Golon (gut geschriebener Historienkitsch mit einem Mini-Schuss Erotik) und viele Kosmos-Bändchen über Astronomie und das Universum (damals noch sehr rätselhaft: Wer erinnert sich noch an die Spekulationen über die „Mars-Kanäle“ von Schiaparelli? - Dafür sprach und schrieb damals aber noch niemand von Schwarzen Löchern).

Mit etwa 13 oder 14 Jahren beschloss ich, das Lesen zu systematisieren. Bei Besuchen in den Buchhandlungen der Stadt sammelte ich die Prospekte der Taschenbuch-Verlage (alles andere war mir zu teuer) und schrieb ein ganzes Schreibheft voll mit dem, was ich lesen wollte; es ist schade, dass ich das Heft wohl nicht mehr habe, weil es den noch naiven Hunger auf Literatur abbildete.

Das führte zu im Rückblick eher komischen Aktionen: Einmal ließ ich mir zu Weihnachten (etwa 1960/61) die gesammelten Bühnenstücke Shakespeares in einer Goldmann-Taschenbuch-Ausgabe schenken - und las sie zwischen Weihnachten und Neujahr tatsächlich alle durch (und bringe sie deswegen bis heute immer noch durcheinander); ähnlich war es mit Tolstois „Krieg und Frieden“ (der di-

³ Es blieb - und bleibt wohl - eine Konstante: Bei der Abiturfeier 1965 durfte ich die Rede halten, weil ich die beste Note in Deutsch hatte; ich bekam 1995/96 die Professur für „Bildung und Kultur in der Sozialen Arbeit“; das Seminar, das ich in diesem Frühjahr als neuestes konzipiert habe, stellt nicht so sehr die Region (in MV), die Geschichte und die Politik in den Vordergrund, sondern die Literatur und Autor*innen.

cke Wälzer erschöpfte mich, auch durch die vielen französischen Textstellen); ebenso erging es mir - wieder einige Zeit später - mit Churchills umfangreicher Geschichte des Zweiten Weltkrieges. -

Die soziokulturelle Seite war eine andere: In der Schule lernte ich, wie die Literaturgeschichte sich vielleicht gliedern ließe - abgesehen davon, dass unsere Lesebücher regelrechte Kloaken des Nachkriegs-Kleinbürgertums waren: Stinkend vor Beschränktheit, erschreckend im Flachsinn des Niveaus, verbarriadiert in Provinzialität, mühsam kaschierter Post-Nazismus - man kann gar nicht radikal genug über diese klerikal gegängelte „Bildungslandschaft“ des baden-württembergischen Gymnasiums urteilen⁴ - und es wäre noch schlimmer gewesen, wenn wir nicht einige wenige Lehrer*innen gehabt hätten, die jenseits der Schranken des Schulbuch-Verlags Bender und der obligatorischen Texte für Griechisch und Latein, später auch Französisch standen. -

Dem entgegengesetzt hatte ich das Glück, einen klassischen bildungsbürgerlichen Haushalt bei meinen liebsten Schulfreunden zu entdecken: Die Familie K. **lebte** (in) Kultur - nur ein winziges Detail: Die Mutter (Jahrgang 1908) meines Freundes-Geschwisterpaars empfahl mir etwa zu Abiturs-Zeiten die James Joyce-Biographie von Richard Ellmann, die damals - 1959 - eben erst auf Englisch erschienen und ins Deutsche übersetzt worden war - eine bewunderungswürdige Frau, die aus einem Arbeiterhaushalt des Berliner Weddings kam, wie ihr Mann auch... Der Wunsch, dieses Niveau zu erreichen, hielt sich lebenslänglich - ebenso wie der Neid auf meine Freunde, die so ganz selbstverständlich in dieser Oase aufwuchsen⁵.

Die Bücher-Träume habe ich mir im Lauf der Zeit erfüllt und übererfüllt. Etwa zwei Jahrzehnte lang stellte ich sie in meinen Wohnungen auch demonstrativ aus - bis ich begriff, dass das nicht mehr nötig war (in meinem Wohnzimmer stehen seit 1995 keine Bücher mehr). - Meine Bildung⁶ habe ich mir *als eine literarische* sehr unsystematisch „aufgefüllt“. Neben eigenen Interessen kamen mir die Quasi-Hörspiele von Arno Schmidt über die deutsche und englisch-amerikanische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts zu Hilfe, wichtige Hinweise, die ich später ergänzte - in Grenzen, weil ich merkte,

⁴ Das klingt vielleicht etwas krass - aber ich finde, es ist noch eher zahm formuliert. Man macht sich heute keine Vorstellung mehr davon, wie betonierte Dummheit, Religion und anscheinend ewigen CDU-Mehrheiten das Land war: Nichts schien sich zu bewegen, und ich hatte den Eindruck: Das will auch niemand. Ein Beispiel: Ich schrieb einmal eine Beschwerde an den Bender-Verlag, der uns für die letzten 3 Gymnasialklassen zusätzlich zu seinen Lesebüchern eine Gedichtsammlung lieferte, die wir anschaffen mussten: Darin gab es beispielsweise den Expressionismus nicht, ganz zu schweigen davon, dass Brecht als Kommunist sowieso ausgeklammert war - dafür kriegten die „Fortgeschrittenen“ von uns Heidegger serviert, weil er auch mal diese Schule für kurze Zeit besucht hatte (aber natürlich auch Augustin Kardinal Bea, den heute verdienstermaßen keiner mehr kennt) - von dem, was das Befreiende und Sprengende an Heideggers Philosophie sein sollte, war nichts zu verstehen - bis heute sehe ich noch fast ungläubig auf die Tatsache, dass Hannah Arendt auf diesen Typen hereingefallen ist, von dem inzwischen belegt ist, dass er nicht nur zeitweilig ein Nazi-Sympathisant war, sondern auch ein notorischer Antisemit...

⁵ An Clemens und Philine, diesem Geschwisterpaar, wurde mir klar - und aus heutiger Sicht, im Rückblick, noch viel mehr - , wie enorm der Abstand ist, den jemand aufholen muss, der diese positiven Bedingungen für das Aufwachsen nicht hat; den beiden jedenfalls war das kaum bewusst. Er begann eine bemerkenswerte Karriere als Naturwissenschaftler, die in seinem 29. Jahr leider mit einem Gehirnschlag abrupt endet; sie wurde eine Berufsmusikerin (Querflötistin), die beispielsweise aktiv bei den Donaueschinger Musiktagen beteiligt war - auch sie starb mit 53 Jahren viel zu früh an Krebs... - „wen die Götter lieben...“.

⁶ Und überhaupt: Was heißt hier „Bildung“ - - ?! Ich brauche mir nur Ernst Peter Fischers Buch „Die andere Bildung. Was man von den Naturwissenschaftenwissen sollte“ (Ullstein 2001; er war übrigens Professor in Konstanz) anzusehen, um zu wissen, wie ungebildet ich in vielerlei Hinsicht bin. Leider hat die Dramatik der Ereignisse ausgerechnet während meines Studiums 1965 - 1969 wenig Zeit für ruhiges Lesen gelassen. Ich habe gesehen, wie unsere Professoren noch Zeit für den Bildungserwerb hatten - wir nicht mehr. Und heute ist es für mich in vielerlei Hinsicht zu spät: Die Zeit für eine solide, breit begründete Bildung ist mir wegelaufen.

dass ich beispielsweise zur russischen oder zur US-amerikanischen Literatur nur punktuell Zugang fand. -

Das Lesen erst von Belletristik, dann von Sachliteratur wurde nicht nur zur Gewohnheit, sondern zur Besessenheit, zur Sucht: Ich hätte schwer mit dem Leben zu kämpfen, wenn ich nichts mehr zu lesen hätte oder bekäme. Inzwischen habe ich begriffen, dass Arno Schmidt mit seinen Plan-Phantasien recht hatte: Man müsste sich in Anbetracht der (immer!) knappen Lebenszeit geradezu einen Lese-Plan machen, um wenigstens einen gewissen Überblick zu bekommen. Ich konnte das von Berufs wegen nicht und folge heute eher etwas verwinkelten Wegen: Manches hole ich nach, manches lasse ich bewusst hinter mir; die Sachbücher sind dominant geworden, für die Romane fehlt mir oft die Geduld⁷. Marcel Proust werde ich mit ziemlicher Sicherheit nicht mehr lesen - und Thomas Mann auch nicht mehr (obwohl ich recht viel von ihm gelesen habe - vor gut 30 Jahren). Ein Reich-Ranicki oder Denis Scheck sind mir keine Vorbilder - sie irritieren mich eher oft genug. Eine gute Literatur-Zeitschrift fehlt mir, um mich zu orientieren - aber die gibt es wohl nicht mehr...

Inzwischen habe ich den Eindruck, dass das klassische Buch-Zeitalter vorbei ist und sich auf wenige „Inseln“ zurückzieht. Die Digitalisierung und die E-Books sowie die auf sie zugeschnittenen Mini-Lese-PCs sind eine ganz andere Gattung in der Buchstaben-Welt - wie wäre ich denn in deren Kontext auf manche Geschichten Wielands gekommen, die ich fand, als ich mir die Gesammelten Werke kaufte und in einer ruhigen Phase durchblättert: Nach der Geschichte vom Prinzen Biribinker kann man vermutlich kaum assoziativ in den E-Books suchen, man findet sie aber zwanglos in den gedruckten Ausgaben (1772 erschienen im Rahmen des Romans „Don Sylvio von Rosalva“ - in: Werke, Ausgabe in 5 Bänden, Hanser/München 1964, hier: Band I, S. 270 - 338)⁸.

So stellt sich am Schluss für mich die Frage: Was mache ich mit meinen Büchern? Niemand will sie haben, und ich bringe es nicht über´s Herz, sie einfach in irgendeinen Container zu werfen: Sie sind ein so wichtiger Teil meines Lebens und haben mich vor allem in Zeiten der relativen Einsamkeit oft „über Wasser gehalten“. Ich würde diese Entdecker-Freude gern weitergeben - aber wem? -

Wie versprochen: Das Nachdenken über die „3 Lehrpläne“:

- Der „offizielle Lehrplan“ war klar: Wenn du schon für Mathematik, Musik und viele Naturwissenschaften zu begriffsstutzig bist, dann musst du wenigstens das beherrschen, was du mit dem Lesen erarbeiten und verstehen kannst - wenn du schon sonst zu nichts zu gebrauchen bist. Das habe ich alles versucht; mir war nur sehr verschwommen klar, dass es nur in Ansätzen zu verwirklichen ist. Immerhin habe ich die notwendigen fachlichen Bildungsetappen - gemessen an den Examina, Prüfungen und Einstellungsgesprächen (bis hin zur Bewerbung als

⁷ Nur ein Beispiel: Ich lese nichts mehr über die NS-Zeit und sehe mir auch keine Filme mehr an. 16 Jahre professionelle Gedenkstättenarbeit sind wohl genug - ausgefüllt nicht nur mit Fachliteratur, sondern auch mit der zunehmenden Kenntnis von historischen Orten der Verbrechen und mit Veranstaltungen mit Zeitzeug*innen. Ich muss gestehen: Damit wuchs nicht nur das Entsetzen, sondern auch der Hass gegen Nazis und Faschisten - und ebenso der Hass auf besinnungslose Stalin- oder Mao-Verehrer. Allerdings: Wo wäre man denn auf sicherem Boden? Wie wird man die Verbrechen der USA/CIA oder die Unmenschlichkeit einer neoliberalen EU in Zukunft beurteilen? Wo bleibe ich da als „gebildeter Bürger“?

⁸ Ich gebe gern zu: Das ist ein entlegenes Beispiel. Aber: Was ist mit Fontanes „Stechlin“? Oder Fritz Reuters „Dörchläuchting“? Aus beiden Büchern lässt sich so viel über die erste und die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in Mecklenburg und Brandenburg lernen! Heute versuche ich, Seminare dazu zu machen. Es wird schon ein etwas exotisches Unternehmen werden, wenn die Seminare wirklich zustande kommen...

Prof.) - erfolgreich absolviert. Außer mir selbst muss ich also niemandem mehr etwas „beweisen“. Das ist wenigstens ein halber Erfolg. -

- Der „heimliche Lehrplan“: Ich wollte mir den Niederschlag von Weltkenntnis ergattern, der sich in der „Bibliothek von Babel“ (Jorge Luis Borges) finden lässt. Also kaufte ich mir immer wieder Bücher vom Typus „Alles, was man lesen muss“ (Christiane Zschirnt, Eichborn-Verlag: Frankfurt 2002) - etwa die Hälfte davon habe ich tatsächlich in meiner Bibliothek und auch tatsächlich gelesen (und eine andere Hälfte darüber hinaus auch). - Na und? Wenn ich aufschneiden und angeben will, kann ich halbwegs gut davonkommen. Trotzdem bleibt mir nur Platon bzw. Sokrates: *Ich weiß, dass ich nichts weiß*. Immerhin: Das ist mehr als nichts.
- Der „notwendige Lehrplan“: Einerseits habe ich begriffen, dass mir dieses Bücherwissen einen Beruf und ein Auskommen beschere kann. Andererseits habe ich auch begriffen, dass „die Welt der Zeichen“ ein Zerrbild ist, es auch sein muss. Wir haben aber nichts Besseres. Selbst dann, wenn ich etwas darüber sagen will, was ich erfahren habe und was mein gesamtes Buchwissen übersteigt: Ich muss es in Sprache ausdrücken, und Sprache kann man nicht beschreiben. Das ist mehr als nichts - auch wenn es natürlich bedeutet: Ich bin ein (sozialwissenschaftlicher) Intellektueller, das ist alles. In der Gegenwart muss ich mich manchmal auch fragen: Ist das wesentlich mehr als - nichts?

Schmutz, Ordnung - und Stil?

Ich bin *kein* Mensch mit einem „Putzfimmel“, und ich habe auch *keine* Staub-Allergie. Meine Arbeitsplätze an meinem (großen) Schreibtisch und in der Küche wuchern immer wieder zu. Die Zeit und meine Neigungen „spülen“ sozusagen immer wieder aktuelle „Teilmengen“ heran, von denen, wenn sie verschwinden, einige Restbestände übrig bleiben, von denen ich nach ein, zwei Jahren auch wieder einiges beseitige. Was „übrig bleibt“, greife ich mir sehr wohl immer wieder heraus bzw. benutze und verbrauche es ziemlich regelmäßig - aber so ganz „ordentlich“ wird es nie. Eine Ausnahme gibt es: Seit es Wikipedia gibt, habe ich die Lexika als Platzfresser etwas beiseite geschafft; oftmals sind die gedruckten Lexikon-Einträge inzwischen schon „Geschichte“, so wie mein größter Atlas (Rand McNally 1981) auch, in dem es die DDR und die Sowjetunion noch gibt...⁹

Aber - ich beschönige alles.

Die Wohnung und die Lebensweise meiner Mitbewohnerin im Haus verdeutlichen mir, was möglich wäre; was ich auch durchaus schätze - sie hat sich in bewundernswerter Weise ein Environment geschaffen, das Momente der klassischen Moderne mit Elementen des Biedermeier und der Gegenwart (von Ikea) verbindet; alles ist bemerkenswert geordnet und höchst sauber - ein Zustand, der sich jetzt, nachdem auch sie in die Rente gegangen ist, noch weiter vertiefen und perfektionieren wird.

⁹ Das mit den Lexika ist ein Kapitel für sich; auch Wikipedia ist nichts als ein manchmal kläglichem Notbehelf. Ein Beispiel auch dafür: Vor vielen Jahren habe ich mir Grimms Wörterbuch gekauft - alles in allem fast 25 Bände deutscher Sprachgeschichte. Die Bände stehen auf dem Dachboden - in der Wohnung fehlt der Platz dafür. Hin und wieder mache ich mir die Mühe und fange eine Recherche an. Aber: Wer wird diese faszinierenden Bücher jemals haben wollen? Ein anderes Beispiel: „Grünbergs Archiv“ - böse, provokatorische Frage: Wer kann etwas mit diesem Hinweis anfangen? (Auch das steht auf dem Dachboden - während Karl Philipp Moritz' 10 Bände seiner „Erfahrungsseelenkunde“-Zeitschrift - noch? - im Arbeitszimmer stehen, ebenso wie die 8 Bände des „Kritischen Wörterbuchs des Marxismus“. Reif für den Container... - ?).

Ich glaube, dass ich das nicht nur nicht kann (weil ich dazu auch zu faul bin), sondern weil ich es auch nicht wirklich will. Bei mir erinnert nicht nur der Dachboden (mit den mindestens 10.000 Büchern, die ich dort geparkt habe) an etwas, was vielleicht später mal die Neugier eines Enkels weckt, sondern auch die Wohnung. Da ich weiß, was darin steckt, werfe ich selten etwas weg. Damit mache ich meine Umgebung nicht nur zu einem alles andere als perfekten „Museum“, sondern auch zu einem Staubfänger und zu einem wunderlichen Sammelsurium, in dem ich selbst immer wieder „Versunkenes“ aus den vergangenen drei bis vier Jahrzehnten entdecke.

Es ist schwierig für mich, mir darauf einen Reim zu machen. Das einzige Ergebnis, das mir eingefallen ist: In der Wissenschaft (und vermutlich auch in der Kunst) gibt es so gut wie nie etwas Fertiges (von den Fällen von Evidenz abgesehen, die aber oft auch Konstrukte sind: So z. B. die Dreiecks-Formeln, die wir lernen mussten - natürlich sind sie „richtig“; sympathischer ist mir aber der „Goldene Schnitt“ - wo und wie sind denn die „Naturgesetze“, die das erzwingen? Es kann ja nicht gleich immer alles so unverrückbar wie die Konstante der Lichtgeschwindigkeit sein...) - Zweifel sind nicht nur erlaubt, sondern auch notwendig, und zumindest für mich zeigt sich: Bewegung ist natürlich, Stillstand selten.

So sitze ich denn in meinem Sediment-Kram, und mein „archäologisches Gedächtnis“ samt einiger psychischer Mechanismen sorgt dafür, dass ich zumeist alles (wieder) finde und einiges neu entdecke, weil ich es aus einer anderen Ecke heraus neu ansehen kann. Ich fürchte, es ist ein etwas anarchischer, selten ein klinisch reiner „anything goes“-Stil - aber einer, in dem ich lebe... - und dazu einer, der sich auf meine Auffassungen zur Politik, zur Kultur und zu den Meinungen überträgt, denen ich begegne. Sonst könnte ich mit vielen Menschen gar nicht auskommen... Tut mir leid, wenn das etwas sehr einfach klingt; aber warum sollte ich darum ein Verhau von Philosophie und Theorie errichten?

Abgesehen davon finde ich in der Literatur - ausgerechnet in der höchst artifiziellen!¹⁰ - zwei herausragende Beispiele für meine Sicht auf die menschliche Welt und ihren Wust von Erscheinungen: James Joyces „Finnegans Wake“, das als unlesbar gilt, und Arno Schmidts „Zettel's Traum“, der im Ernst fast unlesbar - im Sinn von: ungenießbar - ist (ich weiß, dass es noch andere, sehr respektable Bücher dieser Art gibt, aber diese beiden kenne ich nun mal ein bisschen).

Arno Schmidt versucht - weitgehend am Beispiel von E. A. Poe - , den Alltag in einer etwas entfernt von Freud entlehnten Manier zu entschlüsseln - und er versucht gleichzeitig, das Chaos und die Kontingenz, also die unvorhersehbare Zufälligkeit eben dieses Alltags, am Beispiel seines Dorfes Bargfeld, in dem er lebte, zu bändigen; das ist überaus ausführlich, sehr anstrengend und geht zumindest teilweise schief. -

Aufregender ist für mich Joyces Versuch, mit der Sprache - besser: mit *den* Sprachen - nicht nur spielerisch, sondern auch bewusst umzugehen. Das scheinbar für viele etwas leichter zugängliche „Anna Livia Plurabelle“-Kapitel (das erste) ist ein guter Einstieg: Wie fasse ich die Welt, wenn nicht durch Sprache? Er zeigt, wie ich finde, dass das letztlich kaum gelingen kann; jede*r macht seinen Kraftakt für sich, den Lauf der Dinge zu entschlüsseln, und man glaubt zu spüren, wie Joyce darüber lacht -

¹⁰ Diese Literatur, die ich meine, teilt sich nach meiner Beobachtung in verschiedene „Ströme“ auf: Phantasmagorische Bücher, die sich am Rand der Wahrnehmung bewegen - ins Hell-Dunkel-Surrealistische wie bei Jorge Luis Borges und in manchen Büchern von Gustav Meyrink oder Aldous Huxley; nahezu selbstquälerische wie Montaignes Essais; ebenso wache wie bedächtige Konvolute wie die von Georg Christoph Lichtenberg oder Jean Paul: Welche geniale Idee, die er hatte, als er sich einen kirchenmausarmen Literaturliebhaber vorstellte, der sich die Kataloge der letzten Buchmessen durchlas - und sich die interessantesten Bücher selber schrieb!

oder zumindest kichert, meist wohl auch ein bisschen vom Alkohol „illuminert“, was er wiederum durchaus mit Arno Schmidt teilt¹¹.

[Eins kann ich mir aber doch nicht so ganz verkneifen: Ich habe mit Interesse Christian Enzensbergers Essay „Größerer Versuch über den Schmutz“ (erschienen 1968) durchgelesen. Das hat mich amüsiert - ebenso wie Arno Schmidts Feststellung von der (relativen) Gleichgültigkeit der Intellektuellen gegen Schmutz - da muss er sich wohl grade mal wieder mit seiner Frau gestritten haben, wobei womöglich die Rollen vertauscht waren; Schmidt war wohl, ziemlich anders als seine Frau Alice, wirklich in vielerlei Hinsicht ein „analer Typ“ à la Freud...¹²]. -

- Mit dem „offiziellen Lehrplan“ kämpfe ich bis heute (und leide auch oft genug daran, weil ich mich nicht immer gegenüber meinen Mängeln beruhigen kann). Ich habe einen mehr oder weniger verschwommenen Plan davon im Kopf, wie meine Wohnung aussehen müsste (wobei ich mir nicht sicher bin, ob dieser durchaus ambitionierte Plan für nicht einmal gehobene Ansprüche ausreichen würde) - aber ich scheitere seit Jahren daran.
- Einen „heimlichen Lehrplan“ - also einen, der zwar in mir haust, aber kein privilegiertes Dasein führt - kann ich kaum beschreiben. Für meine Unordnung und meine Nachlässigkeiten bin ich immer wieder - völlig zu Recht! - beschimpft worden. Diesen Lehrplan zu entdecken würde heißen, dass ich endlich verstehe, *warum* ich so ein aussichtsloser Fall bin. - Nun nützt es nichts, wenn ich feststelle, dass ich in diesem Punkt quasi „schizophren“ bin: Ich erkenne die Gründe dafür nicht. Alle um mich herum waren/sind immer sauber, ordentlich, gewissenhaft - worin liegt mein Widerstand? Ich vermute zu meinen Gunsten, dass die Erwartungen der Familie an mich, eine mustergültige Karriere zu machen, mich etwas überfordert haben. Das hilft mir aber auch nichts, weil mein schlechtes Gewissen wegen Unordnung, Staub und Schmutz andauert; diese Anspannung kann ich nicht auflösen.
- Den „notwendigen Lehrplan“ befolge ich sehr viel mehr schlecht als recht. Meine Bücher sind ordentlich; an meinem Platz zum Schreiben und Lesen verursache ich keine Fettflecken oder andere Unzutraglichkeiten. Das ist aber buchstäblich nur die „halbe Höhe“: Ich hasse es, Fußböden aufzuwischen (Staubsaugen geht gerade noch); an der Decke sind mir Spinnweben meistens egal; meistens bin ich auch halbwegs ordentlich angezogen. Zu mehr bin ich aber kaum zu gebrauchen - Beispiel für vieles: Fensterputzen; es ist völlig blamabel.

Bewegung(en) im Raum

¹¹ Joyce macht daraus ein quasi welthistorisches Spektakel mit dem Maurer Finnegan, der vom Gerüst fällt, scheinbar stirbt, aber beim Geruch des Whiskys bei seiner Totenfeier wieder zum Leben erwacht (man bringt ihn aber bald wieder zur Ruhe). - Schmidt beschreibt sich selbst „von außen“ in „Piporakemes!“, wo er einem ungebetenen Besucher als dämlicher, halbbesoffener Kleinbürger entgegentritt, der seinen Garten mit dem Wasserschlauch besprüht und sich immer wieder mal einen Schluck aus einem Flachmann gönnt. - Dagegen steht, dass beide immer wieder zum Thema machen, dass sie Alkohol als ein Mittel beschreiben, das die „Schreibbremse“ löst. Als bekennende Spiegeltrinker neigen sie zum Lachen darüber... (*ich auch*; früher hätte ich eine Zigarre als entsprechendes Mittel dafür genannt - aber Nikotin ist derzeit ganz und gar verpönt).

¹² Die Illustration dafür geben die Tagebücher von Alice Schmidt, die eine wunderliche, äußerst arme und genügsame Existenz eines Schriftsteller-Ehepaars in den ersten zehn Jahren nach dem Ende des Krieges belegen. Selbst dann, als es ihnen 1958 gelingt, das erträumte Haus in der Lüneburger Heide zu beziehen, bleibt der Lebenszuschnitt spartanisch und in vielem bemerkenswert kleinbürgerlich. Die von Arno Schmidt als Autor gesetzten Arbeits- und Lebensbedingungen erzwingen jedenfalls eine rigorose Disziplin, für die zu viel Unordnung oder auch Schmutz völlig kontraproduktiv gewesen wären.

In den Jahren von 1996 bis etwa 2016 bin ich jährlich zwischen 50 000 und 60 000 km mit dem Auto unterwegs gewesen. In den letzten beiden Jahren waren es jeweils knapp über 20 000.

In der Kindheit und Jugend war ich zumeist mit dem Fahrrad unterwegs; ein Auto, das mein Vater etwa zu Beginn der 60er Jahre kaufte, kam für mich nicht in Frage (als ich 1964 den Führerschein hatte, durfte ich manchmal damit herumfahren); die Phantasie reichte nur bis zu einem Kreidler-Florett-Moped. Die weitesten Fahrradtouren führten an die Donau, in den Schwarzwald und einmal bis nach Avenches in die Westschweiz; außerdem fuhr ich einige Male - ebenfalls mit dem Fahrrad - zu Freunden der Familie nach Heidenheim. Eine einzige Urlaubsreise mit meinem Vater und meiner Schwester führte im August 1961 - ausgerechnet in der Zeit des Mauerbaus - nach Sankt Moritz in die Schweiz zum Zelten (ich glaube: mit der Bahn).

Als ich studierte, fuhr ich mit der Bahn von Konstanz nach Berlin - ein sehr zeitaufwendiges Verfahren; man war wohl über 16 Stunden unterwegs. In der letzten Zeit - am Ende des Studiums und kurz danach - flog ich mehrmals nach Stuttgart und zurück nach Berlin (die Berlin-Flüge waren damals noch hoch subventioniert).

1969 schenkte mir mein Vater zum Diplom eine Citroen Dyane; ich bin dem vermeintlichen Zauber dieser glatt gebügelten Ente nicht erlegen. Danach war mein erstes selbst gekauftes Auto ein Fiat 128, der sich als ziemlich anfällig erwies. Da ich damals auch Assistent wurde und Geld verdiente, wurde ich größtenwahnsinnig und kaufte mir eine Alfa Romeo Giulia Super 1600 - ein sehr erfreuliches Auto, *wenn es fuhr*. - Danach verliere ich ein wenig den Überblick; es kamen wenigstens 10 - 12 verschiedene weitere Fahrzeuge; seit 1986/87 immer Diesel.

Ich bin, wie ich glaube, ein ziemlich erfahrener Fahrer; größere, selbst verschuldete Unfälle hatte ich bisher nicht. Mein technisches Halbwissen, das ich im Verlauf der vielen Pannen erwarb, endete mit dem Ausmaß, in dem Elektronik in die Autos einzog. Ein Überbleibsel von früher ist, dass ich mich bei meinem gegenwärtigen Auto wieder für eine Gangschaltung per Hand entschied (vermutlich ist es mehr Nostalgie als Vernunft, auch wenn ich mir einbilde, dass ich im Gebirge und auf Schnee besser damit zurechtkomme). - Die Kehrseite ist, dass ich äußerst ungern mit der Bahn fahre. Vermutlich habe ich noch die Nase voll von den Bahnfahrten während des Studiums; immerhin bin ich in der ersten Hälfte der 80er Jahre zwischen Hannover und Berlin freiwillig mit dem Zug gependelt. -

In den beinahe 20 Jahren, die ich in Berlin zubrachte, war ich häufig unterwegs nach Westdeutschland und zurück. Diese Fahrgewohnheiten bleiben - jetzt von Schwerin aus - erhalten. Meistens fahre ich allein; dabei rauche ich dauernd Zigarren (sonst bin ich nahezu Nichtraucher). Wenn ich fahre, denke ich an alles und nichts; nur selten muss ich im Kopf irgend etwas durchdenken und vorbereiten. Da ich die Strecken meist ganz gut kenne, verlangen mir die Verkehrsverhältnisse Aufmerksamkeit ab - und nicht die Landschaften. Wenn es mir ganz langweilig wird, versuche ich, im Kopf zwei dreistellige Zahlen miteinander zu multiplizieren (auch so eine brotlose Kunst). Ein Autoradio sagt mir nichts; ich kann mich nur an ein- oder zweimal erinnern, dass ich mir ein Hörbuch angehört habe (das eine Mal war's „Ich bin dann mal weg“, vom Autor selbst gelesen). Ein zu hoher Anteil unbekannter, komplizierter Strecken (wie z. B. im Raum Ruhrgebiet/Köln) ist mir sehr unsympathisch und verursacht mir innere Unruhe, weil ich es hasse, mich zu verfahren. Wenn mir's zu wohl wird (sehr selten!!), singe ich sogar - was ich mir sonst nie erlauben würde. - In den letzten Jahren fahre ich vorzugsweise tagsüber, weil ich glaube, nachts schlechter sehen zu können - außerdem blendet mich der

entgegenkommende Verkehr inzwischen mehr als früher, weil er immer dichter geworden ist. - Ich überlege, wann ich den Führerschein abgeben will/soll; demnächst will ich mich testen lassen. -

So viel zur „Oberfläche“ dieser andauernden Mobilität. Viele Hintergründe dafür sind mir unklar. Eines weiß ich aber: „Freude am Fahren“ - das war früher, ganz am Anfang, etwa bis zur Giulia Super. *Es ist etwas anderes.*

Ich nehme an, dass es mit dem Empfinden zusammenhängt, ob ich mich irgendwo zuhause fühle¹³. Wenn es einmal so weit kam, habe ich - zweimal insgesamt - sogar „das Auto abgeschafft“ (in Berlin und in Hannover). Jetzt, in Schwerin, schwanke ich noch. Ich glaube aber, dass das Auto, das ich jetzt besitze, das letzte sein wird. Ich fühle mich hier nicht mehr eingesperrt (und jetzt, in den Corona-Wirren, auch nicht).

- Der „offizielle Lehrplan“ ist gespalten: Einerseits sagt die allgemeine Klimabilanz, dass ich das Auto vergessen sollte. Andererseits ist der ÖPNV in Mecklenburg-Vorpommern so desaströs, dass ich meinen Verpflichtungen - zum Beispiel in der Bildungs- und Archiv-Arbeit bis nach Vorpommern hin - kaum nachkommen könnte. Das Resultat: Ich fahre nur dann los, wenn ich verschiedene Aufgaben zusammenziehen kann. Trotzdem: Ohne Auto geht es nicht.
- „Heimlicher Lehrplan“: Ich zerre an meinem „Daseinskonzept“ noch ziemlich heftig herum. Ich möchte mich nicht eingesperrt fühlen - was zumindest früher immer daran lag, dass ich mich in der jeweiligen sozialen Umwelt nicht akzeptiert und zuhause fühlte. Das ist aber jetzt vorbei, weil ich merke: Schwerin ist mein letzter Wohnort (wenn nicht etwas ganz Unvorhergesehenes passiert), und ich bin zufrieden damit, ja geradezu privilegiert. Natürlich ist es keine „Heimat“ - aber wo hätte ich die je gehabt? „Heimatlos“ zu sein bringt mich nicht um¹⁴. Dazu kommt: Weit ausgreifende Reisepläne habe ich abgeschrieben - ich werde vermutlich nie nach Patagonien kommen. Der Verzicht hat einen leicht bitteren Beigeschmack - aber ich muss mir auch klarmachen: Solche Reisen als einen Anspruch anzusehen, auf den ich ein Anrecht hätte, ist schon beinahe etwas Perverses.
- Der „notwendige Lehrplan“: Ich muss endlich begreifen, welche inneren (Wunsch-) Bilder da in mir miteinander kämpfen, und ich muss mich für irgend etwas entscheiden, das ich vor mir selbst vertreten kann. Die Vernunft rät zu Bescheidenheit, die „Wunschökonomie“ hat da aber noch einige Ansprüche. Es hilft, an meine Eltern zu denken, speziell an meine Mutter: Ich erinnere mich an einen Moment des inneren Erschreckens - wir fahren mit ihr an die Ostsee, nach Heiligendamm; sie war damals etwa 77 Jahre alt. Unversehens bat sie darum, durch einen kleinen Waldstreifen allein an den Strand gehen zu können - sie hatte bis dahin das Meer noch nie gesehen. (Ich war davon überzeugt, dass sie das Mittelmeer gesehen hät-

¹³ Es wäre sicher etwas übertrieben, diese vielen, oft an Hektik grenzenden „(motorisierten) Bewegungen im Raum“ als Äußerungsform nicht bewusster Heimatsuche zu interpretieren. Trotzdem ist die Unstetigkeit auffällig genug. Auffällig ist für mich, dass ich das Unterwegssein nicht als „Wert an sich“ verstanden habe - ich mache unterwegs fast nie eine Pause und sehe mich meist sehr dazu getrieben, möglichst rasch das jeweilige Ziel zu erreichen. Das Nachdenken darüber ist noch nicht an einem zufriedenstellenden Ende angekommen.

¹⁴ Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Heimatliebe der „Indigenen“ fast immer mit Immobilienbesitz verknüpft ist - der Rest ist Romantik, wenn's gut geht mit einem gewissen ästhetischen Anstrich (wie die vielen, um 1900 herum entstandenen Heimatlieder zeigen). Die Art und Größe der Immobilie(n) haben ihre Einflüsse auf das Heimatempfinden, weil sie auch die Position im heimatlichen gesellschaftlichen Gefüge regeln. Sobald das prekär wird, kommt es zur „Heimatflucht“: Bekanntlich ist Fritz Reuter, der die mecklenburgische Heimat wahrlich kraftvoll propagiert hat, nicht etwa dort, sondern in Thüringen gestorben - und es ließen sich noch viele ähnliche Beispiele aufführen - man denke etwa an Goethe höchstselbst.

te - was aber nicht stimmte.) Ich habe mich in diesem Augenblick sehr wegen meines Anspruchsdenkens geschämt: Was hat mich denn dazu berechtigt, wieder und wieder nach Lanzarote zu fliegen und mir dort gute Gefühle zu machen? Ich muss da noch eine ganze Reihe innerer Ungleichgewichte in mir ausgleichen. (Dazu gehört auch, mich mit den ambivalenten Gefühlen auseinanderzusetzen, die die Reisepläne bei der jüngeren Generation bei mir auslösen: Müssen die denn alle unbedingt in die USA, nach Japan, Peru, Israel oder Neuseeland fliegen? Einerseits finde ich mich da selbst etwas moralinsauer, andererseits: Was würde Greta Thunberg dazu sagen?).

Glauben, Zweifeln, Wissen - kleine Erkenntnisse

Als ich etwa 15 Jahre alt war, erreichte ich den Höhepunkt an Religiosität und Glauben in meiner Biografie: Ich *wollte* glauben. Es funktionierte natürlich nicht; wenig später trat ich konsequent auch aus der Kirche aus und bin seither Agnostiker, weil mir nichts anderes übrig bleibt. Das ist nicht ganz so bequem, wie es das etwas abgewandelte Zitat nahelegen könnte: Zwischen den Stühlen („Wissenschaft“, „Glauben“ und „Ideologie“) sitzt der Agnostiker bequem auf seinem Sessel (Arnfried Astels Aphorismen-Buch von 1974 hieß „Zwischen den Stühlen sitzt der Liberale auf seinem Sessel“)¹⁵.

Dieses Erlebnis - einem Glaubensgebot *nicht* folgen zu *können* - dürfte dafür verantwortlich sein, dass ich das auch im Fall der Ideologie nicht konnte; ich meine damit den Marxismus¹⁶. Ich verstand und akzeptierte zwar seine Kritik am Kapitalismus (und damit auch Imperialismus), konnte aber dann nicht folgen, wenn in der Manier Lenins (von Stalin ganz zu schweigen) die schematische Folge von Kapitalismus -> Sozialismus -> Kommunismus aufgebaut und zur Gesetzmäßigkeit überhöht wurde¹⁷. Konsequent rückte das für mich das Interesse am Begriff des „Gesetzes“ in den Mittelpunkt¹⁸.

¹⁵ Das hat nicht etwa dazu geführt, dass ich das Interesse an der Religionspraxis, in der ich aufgewachsen bin, völlig verloren hätte. Bis heute habe ich mehrere Bibelausgaben (deutsch, griechisch, lateinisch) in Reichweite, gleich neben einem Lexikon der Antike - um nachlesen zu können, ob ich etwas falsch verstanden oder nicht mehr richtig im Gedächtnis habe - als Kind und Jugendlicher habe ich die Bibel fast vollständig gelesen (allerdings kaum den Leviticus oder die Briefe des Apostels Paulus). Dazu steht eine Ausgabe der wichtigsten Apokryphen da. Und beispielsweise, nicht zu vergessen, eine mehrbändige Ausgabe von Mircea Eliades Geschichte der religiösen Ideen. Zum „Glauben“ hat mich das alles nicht zurückgebracht.

¹⁶ Ich habe später noch einige andere Ideologie-Angebote kennengelernt - begegnete ihnen aber mit dem gleichen eher kühlen Interesse wie dem Marxismus. Die Hitze der Auseinandersetzung, die ich mit dem Christentum und speziell der Kirche hatte, erreichten diese interessenbedingten Beschäftigungen nie.

¹⁷ Gegen Ende der 60er Jahre war der dogmatische sowjetische Marxismus - und damit auch seine Spielart in der DDR - in der BRD völlig diskreditiert. Das galt insbesondere für seinen Anspruch, eine „Wissenschaft“ zu sein. Der französische Philosoph und Mitherausgeber des „Kritischen Wörterbuchs des Marxismus“ Georges Labica greift das Problem in seiner kurzen Theseschrift „Der Marxismus-Leninismus. Elemente einer Kritik“ (1984, dt. 1986) auf und stellt als 3. Hauptpunkt des „marxistisch-leninistischen Korpus“ fest: „*Da der marxistisch-leninistische Korpus eine Wissenschaft ist, ist die Beachtung seiner Gesetze vorgeschrieben. Er muß folglich gelehrt und angewandt werden*“ (S. 17) - Labica bezieht sich dabei auf das sowjetische „Kurze Philosophische Wörterbuch“ (erste Auflage unter Stalin 1939): „*Die marxistische Gesetzestheorie ist von erstrangiger Bedeutung für die praktische Tätigkeit der kommunistischen Partei. Die Kenntnis der gesellschaftlichen Gesetze erlaubt es der Partei nicht nur, die Gegenwart zu verstehen, sondern auch, die Zukunft vorherzusehen, ihrer Politik eine unerschütterliche wissenschaftliche Grundlage zu geben, die arbeitenden Massen zuversichtlich auf dem Weg zum Kommunismus anzuführen. Die ‚Spontaneität‘ und der ‚Automatismus der Entwicklungsgesetze‘*

Ich hatte das Glück, nach meinen etwas naiven „Studien“ zum Marxismus-Leninismus, die ich noch als Schüler angefangen hatte, auf die kritischen Analysen von Herbert Marcuse („Die Gesellschaftslehre des sowjetischen Marxismus“, dt. 1964) und Helmut Fleischer („Marxismus und Geschichte“, 1968) zu stoßen, die mir etwas mehr Urteilssicherheit vermittelten. Zunächst orientierte ich mich (etwa zeitgleich) an den Marxschen Frühschriften, später an den „Grundrissen“. Den ersten Band des „Kapital“ las ich in einer Lesegruppe systematisch im Verlauf einiger Jahre später, in der ersten Hälfte der 70er Jahre. Dabei ging es mir eben vorrangig um eine Dekonstruktion des Begriffs der „historischen Gesetzmäßigkeit“; ich war erleichtert, als ich verstand, dass das Schema des Marxismus-Leninismus nicht nur eine krasse Missinterpretation von Marx und Engels war, sondern auch ein Instrument dafür, die Herrschaft einer Partei zu legitimieren - *und damit grundlegend falsch*.

Diese Öffnung zur Kontingenz hin, also zur „unvorhersehbaren Zufälligkeit“ historischer und sozialer Prozesse¹⁹, empfand und empfinde ich als Öffnung hin zu einer möglichst unvoreingenommenen *Neugier* gegenüber dem Zeitgeschehen und den verschiedenen Interpretationen, die es zu begreifen versuchen (und früher versuchten); das schließt die Möglichkeit einer Revolution ausdrücklich ein - und ebenso die Angst vor den verschiedenen Spielarten von Konterrevolution (vor allem Faschismus und Nationalsozialismus). Diese Öffnung bedeutet auch, dass es *keine Unterordnung* unter eine Partei und ihre Dogmen geben kann, ebenso wenig unter eine Organisation vom Typus der RAF. Einschlossen ist hingegen eine grundsätzliche Parteinahme für Unterdrückte und für die Rechte von Minderheiten; dazu etwas später mehr und Genaueres. -

Über die Jahre hin fand ich diese Grundauffassung immer wieder bestätigt - sowohl in der Gestalt sozialer Bewegungen, vor allem aber der Frauenbewegung, wie auch in historischen Brüchen, vor allem dem von 1989/90, den niemand vorhergesehen hatte (was meine Grundauffassung der Kontingenz bestätigte). In der Folgezeit hatte ich genug damit zu tun, im chaotischen Verlauf der „Nach-Wende-Zeit“ nicht den allgemeinen Überblick zu verlieren. Trotz der Zeit von 30 Jahren, die seither vergangen ist, halte ich diese Übergangszeit nicht für beendet; die jetzige Erschütterung durch die Corona-Krise bestätigt mich in dieser Ansicht. -

Etwas wirklich zu wissen und sich dessen ganz sicher zu sein, finde ich schwierig. Nach meiner Lebenserfahrung kann ich lediglich Vermutungen anstellen und zusehen, ob diese Vermutungen eine gewisse Urteils- und Verhaltenssicherheit ermöglichen. Das muss aber grundsätzlich revidierbar bleiben, weil sonst eine Erstarrung im Denken und Verhalten einsetzt, die gefährlich ist.

werden gleichermaßen ausgeschlossen“ (S. 129). Die DDR wandte sich nach 1968 besonders gegen die Spontaneität, die sie - verkörpert durch die Radikalen - als „Kinderkrankheit des Kommunismus“ verdammt.

¹⁸ Es gibt - ich möchte sagen: selbstverständlich - ein Interesse an Utopien. Bei Arno Schmidt mit seinem lebenslänglichen Bezug auf Schnabels „Insel Felsenburg“ (1731 ff) habe ich gelernt, wie intensiv und lebenslänglich andauernd die Wirkung einer solchen Utopie sein kann. In meiner ersten Seminararbeit im Hauptstudium überhaupt habe ich mich mit Martin Bubers Utopie der „Gemeinde“ beschäftigt und fand es irritierend, dass er deren Mittelpunkt „in Gott“ sah (und nicht etwa in den Verhältnissen der Kibbuzim). „Der Sozialismus“ als solcher ist für mich weitgehend aus dem Bereich einer möglichen Konkretion herausgerückt - von Kommunismus ganz zu schweigen, ebenso wie von einem gemeinschaftsbildenden Anarchismus.

¹⁹ Das gilt auch bei einer Bejahung der Annahme, dass die Beziehungen zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen entscheidende Größen sind - wie sie sich aufeinander beziehen, ist nicht etwa gesetzmäßig klar geregelt - es gibt zu viele intervenierende Variable, und zwar auch solche, die sich nicht unmittelbar aus den Kapitalverhältnissen ableiten lassen - z. B. Pandemien, religiöse Entwicklungen oder personelle „Missgeschicke“, wie z. B. die Präsidentenwahl ausgerechnet von Donald Trump.

Ich möchte ein Beispiel dafür heranziehen, das diese etwas arg allgemeinen Aussagen zumindest für den Bereich des Glaubens anschaulicher machen kann.

Etwa in der Mitte des letzten Jahrzehnts konzentrierte ich mich auf eine Übung, die ich früher manchmal betrieben hatte - ohne besonderen Tiefgang: Meditation. Tatsächlich stellte sich etwas ein, was ich nur aus vagen Beschreibungen kannte: Eine Art von Bewusstseinsweiterung, konzentriert auf eine kurze Zeit von vielleicht einer halben Stunde. Das hat mich sehr beeindruckt; ich versuchte, diese Erfahrung zu wiederholen und zu bestätigen. Das wiederum ist mir nicht gelungen²⁰.

Auf der einen Seite war und ist für mich damit die Affinität zu Religion beendet. Für mich ist damit eingelöst, was ich in Adolf Holls kleinem Buch „Mystik für Anfänger“ (1977) als Beschreibung vorfand: Das intensive Erleben des Daseins als eine in manchen Situationen mögliche Erfahrung des Glücks. Das erscheint mir wegen der damit verbundenen Offenheit für das Leben, für Menschen und für die Natur als eine große Erleichterung gegenüber dem durch ebenso endlose wie gnadenlose Vorschriften geregelten Dasein als orthodoxer Christ - diese Vorschriften haben mich immer mit Angst erfüllt, weil es prinzipiell unmöglich ist, ihnen immer und vollständig zu folgen. Ich weiß zwar, dass die katholische Kirche dafür die Möglichkeit der Beichte und der Absolution kennt - ich halte das aber für eine geradezu ptolemäische Hilfskonstruktion eines außengeleiteten Individuums, um sich nicht mit der Freiheit auseinandersetzen zu müssen. Aus heutiger Sicht klingt das einfach; in den 60er Jahren war aber klar, dass das eine ketzerische Auffassung ist, die gefährlich sein kann. Die evangelische Variante der Glaubensverhaftung ist mir noch unheimlicher, weil sie das „ego te absolvo“ nicht kennt - es sei denn, man erhält die Vergebung durch ein „Einssein in Gott“ und durch den unbedingten Glauben an Christus (und damit natürlich an die Erlösung *durch Gnade*).

Meine spätere Begegnung mit der Glaubenswelt der kommunistischen Parteien hat mir die Auffassung sehr nahe gebracht, dass es bei ihnen nicht anders zugeht. Arthur Koestler, George Orwell und viele andere haben mir das Entsetzen näher gebracht, das sie angesichts der Prozesse und der Massenverbrechen der „Großen Säuberung“ in den 30er Jahren empfunden haben müssen: Dass es Menschen gab, die so konditioniert waren, dass sie den Ausschluss aus der Partei wie ein Todesurteil empfanden und zu einer fast vollständigen Selbstaufgabe bereit waren, um wieder aufgenommen zu werden.

Im Lauf der Jahre führt(e) mich das in einen Widerspruch. Auf der einen Seite fürchte und hasse ich die Zwangsjacken der kirchlichen Dogmatik und ihres unbedingten Herrschaftsanspruchs - ich habe sie von beiden Konfessionen im Südwestdeutschland der 60er Jahre zum Teil intensiv erlebt. Auf der anderen Seite habe ich inzwischen viele „fröhliche Christenmenschen“ kennengelernt, mit denen ich geradezu freundschaftlich umgehen kann und will. Es gibt jedoch Grenzen, die ich nicht überspringen

²⁰ Das hat etwas mit dem Zusammenhang zu tun, in dem ich diese Erfahrung gemacht habe: Bevor ich erfuhr, dass ich z. T. erheblichen Bluthochdruck habe, kämpfte ich sehr oft mit z. T. quälenden migräneartigen Kopfschmerzen. Wenn Tabletten und Schlaf nicht mehr halfen, setzte ich mich hin, bewegte mich möglichst nicht und versuchte, an nichts zu denken; der Schmerz half dabei. In einer solchen Situation gelang es mir, den Schmerz loszuwerden - und das war eben von dieser Wahrnehmung einer ungeheuren Befreiung begleitet, die ich so bis dahin nicht erlebt hatte. Eine Zeitlang dachte ich, ich könnte das wiederholen - das gelang (und gelingt) aber nicht. Seit ich ein Medikament gegen Bluthochdruck nehme, habe ich diesen „konzentrierten Anspannungsabfall“ auch nicht mehr entfernt erreichen können. Manche Aussagen zum Zen-Buddhismus und zur Meditation legen nahe, dass es einen Zusammenhang zwischen Anspannungszuständen wie Kopfschmerz und einer sich daraus ergebenden Erleuchtung (Satori) geben könne. Ich weiß zu wenig, um das beurteilen zu können.

kann: Ich bin zu der unfassbaren Sicherheit in Gott nicht in der Lage, die beispielsweise Bonhoeffer immer wieder zum Ausdruck bringt.

Dem gegenüber bin ich auf das verwiesen, was seit der Aufklärung als Aufforderung in der Welt ist: Sapere aude - wage es, etwas wissen zu können, und wage es, dich dieses Wissens zu bedienen. Die Sprengkraft, die darin enthalten ist, erkennen die Kirchen und die Parteien sehr wohl, sobald sie an der Macht sind - und bekämpfen sie so massiv, wie es ihnen möglich ist. Im Namen freudiger Neugier werde ich mich dagegen zur Wehr setzen, so gut und so lange ich es kann. Mir ist sehr wohl bewusst, dass das Zweifel und Unsicherheit einschließt - aber ich habe auch die Freiheit, mich darüber hinwegzusetzen²¹.

Die Schlussfolgerungen für die drei Lehrpläne sind nicht ganz so einfach zu formulieren, weil es sich bei diesen Fragen um ein glaubens- und geistesgeschichtlich „schwer vermintes Gelände“ handelt. Außerdem kann ich nur meinen gegenwärtigen Meinungs- und Erkenntnisstand wiedergeben. Ich will es trotzdem versuchen, damit sich auch andere damit auseinandersetzen können - und ich mich mit ihnen.

- *Der offizielle Lehrplan:* Er ist noch der einfachste. Ich sehe mich dem Grundgesetz und den Menschenrechten verpflichtet - allein schon aufgrund des notwendigen und nicht aufgehenden Lernens aus der Katastrophe des Nationalsozialismus heraus - und ebenso aufgrund des Entsetzens über die Menschheitsverbrechen, die in „kommunistischen“ Staaten und Gesellschaften begangen wurden (und, wie z. B. in Nordkorea, noch immer begangen werden). Das gilt aber ebenso für die leiseren, oft „in Watte verpackten“ Vergehen unseres westeuropäischen Kapitalismus, Imperialismus und Neoliberalismus - und das umso mehr, als wir nolens volens Teil dieser Lebenswelt sind.
- *Der heimliche Lehrplan:* Befreie dich und stirb unbeschwert! Es ist zwar ein Jammer, dass man sich dazu ungeheuer anstrengen muss - es wäre so schön, wenn es eine Erziehung dazu gäbe, nur: Darauf zu setzen ist allein schon ein Irrweg. Menschen können sich nur bilden, wenn sie es wollen, und soweit sie die Freiheit und die Möglichkeiten dafür vorfinden. Ich kann damit zufrieden sein, dass ich das Rentenalter erreicht habe, ohne jemals aufgrund dieses Lehrplans in Unfreiheit versetzt zu werden. Wenn es etwa 45 Jahre gebraucht hat, um zu diesem Ergebnis für mich zu kommen, dann verdanke ich das positiv der relativ offenen Gesellschaft, in der ich lebe und in der ich aktiv geworden bin - und dass es manchmal so lange gedauert hat, liegt in meinem Unvermögen, schnell zu lernen und das Gelernte praktisch zu machen.
- *Der notwendige Lehrplan:* Begreife einerseits die Lebensanstrengungen als einen kombinierten Slalom- und Hürdenlauf, der zu absolvieren ist, weil das Leben eben voranschreitet - und sei andererseits froh darüber, dass es möglich ist, diese Biografie weitgehend selbstbestimmt zu absolvieren. Soweit es grundsätzliche, systembedingte Hindernisse dabei gibt (die allgemein vorhandenen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten), ist es notwendig, sie zu bekämpfen - nur dadurch bleibt das notwendige Maß an Freiheit in Reichweite. Und wenn es so ist, dass mein Betätigungsfeld die Bildungsarbeit ist: Dann sei dort auch aktiv und lerne, was du

²¹ Im Rückblick habe ich den Eindruck, dass da bei mir Elemente der Daseinskonstruktion bzw. -konstitution hängengeblieben sind, die in den 60er Jahren verbreitet waren: Die Philosophie des Existentialismus, und dabei der vielleicht wirkungsmächtigste kurze Text „Der Mythos des Sisyphos“ von Camus, der 1950 zum ersten Mal in einer deutschen Übersetzung erschien. Hier an dieser Stelle kann ich dem Begriff der „Freiheit“ nicht weiter nachgehen.

selbst lernen kannst, um für dich und andere zu etwas nütze zu sein. Und auch dafür gilt: *Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt.*

Frauen, Ästhetik, Erotik und Sexualität

Wenn Männer halbwegs bewusst und bei Troste sind, müsste es ihnen eigentlich gehen wie mir: Ich bin immer wieder perplex, dass wir als Männer dieses Gegenüber haben, das wir womöglich konstitutionell bedingt nie vollständig begreifen können, weil die Frauen eben „das andere Geschlecht“ *sind* (von den anderen zwischengeschlechtlichen Abstufungen ganz zu schweigen). Eine der Tücken in diesen Fragen ist: Frauen sind auch eindeutig und immer das schönere Geschlecht - Männer sind vielleicht als Kinder schön, manchmal auch noch als Jugendliche - aber danach muss man schon sehr eigentümliche ästhetische Gesetze bemühen, um Männer noch als ästhetische Phänomene wahrzunehmen.²² Ich bin davon überzeugt: Wer dieses Anderssein und seine Implikationen nicht begreift, hat vom Leben und der Welt nichts begriffen²³.

Ich erlaube mir, eine Assoziation, eine mich persönlich berührende Analogie hinzuzufügen: Der Sachverhalt erinnert mich an den mit dem Mond (und mir). Solange die Menschheit da ist, hat sie den Mond registriert und seine Wandlungen studiert. Ich gehöre zu der Generation, in deren Lebenszeit ein paar Menschen tatsächlich dorthin geflogen sind und ihn betreten haben. Das ist aber nicht das, was mich fasziniert. Das ist eher eine astronomische Banalität: Es gibt eben Planeten und Monde. Dass der Mond da wirklich ist, wo er sich bewegt, und seine Wirkungen auf die Erde hat, ist mir im Alltag grundsätzlich zwar bekannt - aber ich denke selten daran; manchmal nehme ich ihn als ästhetisches Phänomen wahr und freue mich an seinem Anblick²⁴. Aber: Der Mond ist das unverwischbare Zeichen dafür, dass es das Universum gibt. Ich gerate immer wieder ins Staunen darüber, dass es ihn - und damit das Universum - *wirklich gibt*, und ich kann gut verstehen, dass frühere Gesellschaften ihn sehr ernst nahmen²⁵.

²² Dass Künstler (und im Lauf der Zeit auch Künstlerinnen) vor allem junge Männer - wie exemplarisch Michelangelo David in Florenz - als schöne Lebewesen phantasiert haben, ist natürlich bekannt - aber es sind wohl Phantasiegebilde, bestenfalls kleinste Minderheiten. Ein - wenn auch etwas vertracktes - Indiz dafür scheint mir zu sein, dass sehr schöne Männer von den anderen sehr häufig mit tiefem inneren Misstrauen betrachtet werden - man spricht ihnen gern gerade das ab, worin sie attraktiv zu sein scheinen: Eine ansehnliche Männlichkeit. Zum Ausgleich phantasieren Männer gern herum, dass sie „interessant“ sein müssten/könnten - für die Frauen, versteht sich; diese Annahme erweist sich gerade in der Pubertät und in der frühen Erwachsenenzeit als eine sehr hohle Seifenblase.

²³ Ich verstehe sehr wohl, dass es dazu eine komplementäre Seite gibt: Nicht nur, dass Frauen Männer oft nicht verstehen - es kommt oft sogar so weit, dass sie sie interessant, manchmal sogar auch hübsch und begehrenswert finden (das gilt für die „Zwischenstufen“ selbstverständlich auch).

²⁴ Um Missverständnisse zu vermeiden: Bei diesem Bild sehe ich nicht die Männer als den Planeten an, um den die Frauen kreisen. Rein ästhetisch ließe es sich mühelos umkehren: Seit den Bildern, die vom Mond aus aufgenommen wurden, ist zu sehen, dass die Erde ihre ganz eigene ästhetische Faszination hat, die man in früheren Jahrhunderten bestenfalls postulieren, aber nie sehen konnte.

²⁵ Nach der Mondlandung hat das allgemeine Interesse am Mond rasch nachgelassen; im Moment kräuselt lediglich der Plan der USA die öffentliche Meinung ein bisschen, dass nun (vielleicht bis 2024) auch eine erste Frau hinfliegen soll. Die feministischen und die esoterischen Beschäftigungen mit dem Mond sind keine Mehrheitsströmungen in der Gesellschaft - jemand, der nach dem aktuellen Mond-Auf- und Untergang gefragt wür-

Mit den Frauen ist es ebenso²⁶; dazu kommen noch die Kinder bis zu dem Zeitpunkt, wo sie selbst zwischen Mädchen und Jungen sehr zu unterscheiden anfangen²⁷. Uns - und ich kann jetzt nur für eine männliche Sicht sprechen - ist womöglich als biologische Konditionierung eingepreßt, dass wir bei ihrem Anblick von spontaner Zuneigung und/oder Rührung überwältigt werden können. Männern gegenüber passiert uns das eher selten. Ich glaube nicht, dass der Kult der Männerfreundschaften dem widerspricht. Er war zwar im Lauf der Jahrhunderte immer wieder mal sehr präsent, hat sich dann aber auch wieder dadurch zum Teil sehr drastisch selbst abgewertet, weil er in ödste Männerbündelei mündete, die verflachte und neben Macht nur an Dummheit dazugewann (ein Beispiel aus der vorletzten Generation: Das Binnenleben der Burschenschaften und schlagenden Verbindungen). Heute kenne ich kaum noch Männerfreundschaften nach der Art der Goethezeit - es sei denn, es handle sich um Schwule (die aber für die Heteros kaum zum Vorbild werden)²⁸.

Soweit ich zurückdenken kann, haben mich nach dem Ende der Pubertät Gespräche und Freundschaften mit Frauen mehr interessiert als solche mit Männern. Das hatte natürlich auch mit der jeweiligen erotischen oder auch zusätzlich sexuellen Spannung zu tun - aber auch mit dem Reiz des Andersseins; ich war opportunistisch genug, den Frauen auch immer gefallen zu wollen. Seitdem sich diese „Gefallsucht“ (mit zunehmendem Alter) abgeschwächt hat, ist der Reiz der Dialoge nicht etwa schwächer geworden, sondern hat sich für mich sogar noch verstärkt.

Der größte „Störfaktor“ in diesem ganzen Problemfeld ist die in unserer Gesellschaft noch immer überdeutlich vorhandene Asymmetrie in den Beziehungen zwischen Männern und Frauen: Das Patriarchat ist noch sehr deutlich am Leben und vergiftet, was es kann²⁹. Es beleidigt zwar mein Gerech-

de, müsste sich erst ziemlich besinnen - wenn er/sie überhaupt mehr wüsste als vielleicht die Tatsache, ob wir gerade zunehmenden, abnehmenden, Vollmond oder Neumond haben.

²⁶ Damit meine ich nicht etwa, dass „la luna“ meistens als „weiblich“ aufgefasst wird - in unserer Sprache ist es anders. Ich habe keinen Überblick darüber, wie es sich damit in den verschiedenen Sprachen der Kulturen damit verhält - ob und in welcher Art und Weise sich der Geschlechterdualismus reproduziert. Mir geht es um die scheinbare Banalität dieses Dualismus', der als Evidenz hingenommen wird und lediglich von der Gender-Diskussion hinterfragt wird.

²⁷ Kinder sind für mich bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie in der Kita und dann in der Schule in einen öffentlichen Erziehungs- und Bildungszusammenhang geraten, völlig erstaunliche und überraschende kleine Wesen. Je älter ich werde, umso mehr könnte ich ihnen immer länger dabei zusehen und zuhören, wie sie umherlaufen, die Welt erleben, das kommentieren und nachfragen. Oft wünsche ich mir, wieder einen solchen völlig unbefangenen, neugierigen Blick zu haben und dieses Staunen, das sie auf einem Weg von vielleicht 100 m vor meinem Fenster immer wieder anhalten und hinsehen lässt, während ihre Mütter (und manchmal auch Väter) zunehmend verzweifelt versuchen, mit ihnen weiterzukommen - zu Zielen, die die Kinder sich in der Regel nicht ausgesucht haben. Im Ergebnis tun mir dann beide leid.

²⁸ Natürlich weiß ich, dass sich bestimmte Bereiche der Diskussion inzwischen um die LGBTQI-Thematik ganz anders artikulieren und gruppieren; es ist etwas schade, dass Magnus Hirschfeld, der den Begriff „sexuelle Zwischenstufen“ schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts prägte, heute nur noch wenigen Expert*innen etwas bedeutet. - Auch die wissenschaftliche ebenso wie die belletristische Literatur haben nur wenige Schwerpunkte in dieser Diskussion gesetzt. Seltsamerweise gehört eine US-Autorin - Ursula K. LeGuin - zu den wenigen, die die Fragestellung etwas grundsätzlicher fassten - in einigen ihrer Texte spielt sie den Gedanken durch, wie es wäre, wenn die Menschen nicht grundsätzlich und immer auf ein Geschlecht fixiert wären (in „Winterplanet“ - Original 1969, deutsch 1974 - , ein Roman, der der Kategorie Science Fiction zugeordnet werden kann, aber weit darüber hinausgeht). Leider ist sie im bunten Nebel der Science Fiction fast ganz verschwunden.

²⁹ In der aktuellen Krise ist das vielen „sonst erfolgreichen“ Frauen z. T. schlagartig bewusst geworden. Ein Beispiel dafür geben 7 Berichte von solchen Frauen in der „Zeit“ vom 29. 04. 2020 unter dem Titel „Das Patriarchat lebt! - Die Corona-Krise zwingt Familien, ihre Kinder noch für Monate zu Hause zu betreuen. (...) das (bringt) eine böse Erkenntnis mit sich: Wenn es darauf ankommt, ist es schnell vorbei mit der Emanzipation“ und von Julia Jäkel: „Zurück in der Männerwelt. Das Virus macht nicht nur die Luft klarer, sondern auch die Wirklichkeit im Land: Frauen sind viel weniger weit, als wir gedacht haben“ (S. 11). Ein anderes Beispiel: im neuen Heft 2/2020

tigkeitsgefühl immer wieder - aber es ist selbst als Denkaufgabe (geschweige denn als Gefühlssache) für mich extrem schwer, dieser sozialen ebenso wie kulturellen Gravitationsfalle zu entkommen - *weil sie für einen Mann so bequem ist*. Es hat eine ganze Zeit lang gedauert, bis mir klar wurde, dass ich von Frauen keine Dankbarkeit dafür abverlangen kann, dass ich mich aus dieser Falle befreien will - so lange ich das glaubte, saß ich noch voll und ganz in diesem Gefängnis, in dem die pure Vernunft nicht existiert. Die aktuelle #Me too-Diskussion hat zwar etwas frischen Wind in den alten Dunst geblasen - aber die Fortschritte sind immer noch sehr geringfügig.

Ein Orientierungs- und Messpunkt dafür kann sein, sich an Engels' „Ursprung der Familie“ (1884 erschienen) zu erinnern: Seit nahezu 140 Jahren gibt es Männer genug, die das Asymmetrie-Problem aus den verschiedensten Richtungen heraus artikuliert haben - und im Kern hat sich sehr wenig geändert³⁰. Für mich war danach für eine Zeit lang die an Bachofen angelehnte Matriarchatsdebatte interessant; sie brachte mich wieder dazu, mich mit der Antike und den Mittelmeergesellschaften zu beschäftigen. 1980 war es dann Uwe Wesels Buch „Der Mythos vom Matriarchat“, das mir „den Zahn zog“: Ein historisch belegtes Matriarchat im strengen Sinn³¹ gab und gibt es nicht. Ich ließ diese Fragestellung für's Erste auf sich beruhen - auch der mythischen und künstlerischen Figur der Amazone ging ich nicht weiter nach. Für einen Umgang ohne Asymmetrien mit Frauen gab das Thema in meiner damaligen Sicht nichts her; meine konkreten Beziehungen zu Frauen wurden - zumindest in den Jahren von etwa 1985 bis 1995 - weder „besser“ noch „schlechter“.

Mit dem Beginn der Arbeit als Professor kam ich, weit mehr noch als in meiner Rolle als Dozent in Seminaren der politischen Bildung, zurück zur Asymmetrie: Sie war der Berufsrolle geradezu „eingebaut“. In einem Fachbereich, der immer etwa 80 % Studentinnen hat, ist das quasi ein unvermeidliches Problem. Dabei ging es weitaus weniger um die ganz jungen Studentinnen als vielmehr um diejenigen, die nach der „Wende“ eine Qualifikation nachholen mussten und etwa 30 bis 45 Jahre alt waren. Ich war zwar älter als sie, aber nicht zu alt - es kam immer wieder zu mehr oder weniger manifesten Projektionen auf meine Person. Größere Probleme ergaben sich jedoch nicht.

Dafür kam es zu einer bezeichnenden Verschiebung des Beziehungsproblems, das ich mit dem Etikett des „Pygmalion-Komplexes“ bezeichne³². Diese Verschiebung ist eine mögliche Antwort auf das Prob-

des „pro familia magazins“ heißt es kurz und bündig: „In fast allen sozialen Aspekten trifft die Krankheit Covid-19 Frauen härter als Männer“ (S. 3).

³⁰ Das gilt auch dann, wenn man das Leben solcher Männer ansieht: Engels war ein sexistischer Patriarch, und ebenso deutlich ist das Beispiel der Verbindung von Simone de Beauvoir und Jean Paul Sartre, der ebenso ein Patriarch war und blieb. Ich lasse dabei das Beispiel S. Freuds außen vor, das sich sicher aufdrängt, und verweise auf das kleine, aber gut informierte und gut lesbar geschriebene Buch der Psychoanalytikerin Linde Salber: „Der dunkle Kontinent. Freud und die Frauen“ (Rowohlt 2006); eine Stelle in der Einführung (S. 18) ist bezeichnend: „Wenn ihm (Freud; MP) ... Frauen konkurrierend zu nahe rücken und wie einige männliche Mitarbeiter seine Theorien kritisieren ..., verliert er zwar nicht die Contenance, aber er geht auf Distanz und greift zum Verteidigungsmittel der Ironie. Das hindert ihn jedoch nicht, einen Text von John Stuart Mill ins Deutsche zu übertragen, in dem es dem Philosophen darum ging, die Rechte der Frauen zu erweitern“. - Ich belasse es dabei; die Literatur zu diesem Thema ist grenzenlos.

³¹ Es hat immer einige matrilineare und matrifokale Gesellschaften gegeben (und es gibt sie auch heute noch) - aber sie sind keine Matriarchate. Es sind Inselchen im Ozean des Patriarchats - sehr interessant; ich kann dem an dieser Stelle leider nicht weiter nachgehen.

³² Eine gelungene, kurze Zusammenstellung des Pygmalion-Motivs und seiner langen Geschichte gibt Dieter Martin in „Antike Mythen und ihre Rezeption. Ein Lexikon“, Reclam Leipzig 2003, S. 224 - 229; gut ist die Ergänzung durch den Wikipedia-Artikel „Pygmalion-Effekt“ - um diesen letzteren geht es. Offenbar ist das Phänomen über die Jahrhunderte so häufig, dass man es an den alten Mythos rückgekoppelt hat - ein Verfahren, das Freud ebenso beim Ödipus-Komplex angewandt hat.

lem der asymmetrischen Beziehung - aber bei weitem nicht die beste. Ich hatte ja ohnehin die Aufgabe, die Leistungen und die Fähigkeiten der Student*innen nicht nur zu beurteilen, sondern sie möglichst auch zu fördern. Mit jedem neuen Jahrgang von Studienanfänger*innen wiederholte sich die Aufgabenstellung, der gegenüber ich mich nicht zynisch verhalten wollte und konnte (nach dem Motto: Fressst oder sterbt - entweder lernst du von mir oder du lässt es bleiben). Die unvermeidliche Konsequenz sind zwei Probleme: Manche Begabungen erkennt man nicht; manche fördert man, gerät aber in den Verdacht, das seien dann „Professors Lieblinge“ (was sich gewöhnlich an der üblichen Leistungskontrolle bricht: Seminar- und Examensarbeiten sind alle grundsätzlich entweder gut oder schlecht - und in diesem Punkt sind sich die Professor*innen zumeist ziemlich einig. In den Jahren, in denen ich im Prüfungsausschuss des Fachbereichs saß und mich mit Unklarheiten und Streitfragen wegen der Bewertung von Studienleistungen zu beschäftigen hatte, gab es ganz selten starke Abweichungen im fachlichen Urteil).

Inzwischen kann ich das Privileg des Alters langsam akzeptieren: Keine Frau will mehr etwas von mir - und umgekehrt. Wenn ich jemanden fördern will, kann ich das tun, ohne irgendwelche Verdachtsmomente wach werden zu lassen. Mit Sexualität und Erotik bleibe ich für mich; Spielerisches ergibt sich selten.

- Der offizielle Lehrplan ist damit in ein Endstadium geraten: Alte Männer sind zwar noch Sexualwesen und haben ihre eigene Erotik - aber sie bleiben damit zumeist für sich.
- Der heimliche Lehrplan: Entwickle die Landschaft deiner Phantasien und frage dich, was sie bedeuten, ob sie eine Dynamik haben - und ob sie für dich selbst erträglich sind.
- Der notwendige Lehrplan: Mach was daraus! Erhalte Dir die Spannung, die dem Lebensalter eigentümlich ist, sei dabei diskret und illusionslos; vergiss nicht Goethes Ulrike-Problem³³.

Alltags-„Rassismen“

Im Lauf der Jahrzehnte kam und kommt es immer wieder zu Vorwürfen an meine eigene Adresse als Mitglied einer Gruppe linker Intellektueller³⁴, die einerseits zwar keiner Partei verpflichtet sind, wohl aber einer Idealvorstellung, die mehr oder weniger weitgehend in Opposition zu den herrschenden Meinungen und Wertvorstellungen der eigenen Gesellschaft steht. Das daraus entstehende Verhaltensmuster verbindet die linken Intellektuellen mit dem Anspruch, gegenüber den Unterdrückten und den Minderheiten „aller Länder und der ganzen Welt“ solidarisch zu sein. Abgesehen davon, dass es eine wahnwitzige Überforderung ist, einer solchen Vorstellung praktisch gerecht zu werden, gibt es dabei auch eine Kehrseite: Diese Intellektuellen sind in eine Gesellschaft eingebettet, in der es selbst der Opposition zumindest materiell meist noch gut geht.

³³ Bei der Begegnung mit Marianne von Willemer traf Goethe zwar auf eine Frau, die halb so alt war wie er - aber ein Dialog war noch möglich - dass er sich im West-östlichen Diwan niederschlug, ist bekannt. Als er jedoch Ulrike von Levetzow traf, war er gut 50 Jahre älter als die 17jährige; dass er sie allen Ernstes heiraten wollte, ist nicht nur aus heutiger Sicht eine äußerst peinliche Eselei - das war sie auch damals; einsichtig war Goethe jedoch ziemlich offensichtlich bis zu seinem Lebensende nicht.

³⁴ Damit ist keine konkrete politische und organisierte Gruppierung gemeint, sondern eine leider immer etwas diffuse Menge von Menschen, deren einzige Dauerhaftigkeit darin besteht, dass sie nie ganz verschwindet und die Eigenheit hat, sich immer wieder reproduzieren zu können.

Es ist daher kein Wunder, dass diese Gruppe von Menschen nicht nur von der Mehrheitsgesellschaft kritisiert und oft abgelehnt wird, sondern dass sie auch von denen z. T. sehr kritisch gesehen werden, mit denen sie „eigentlich“ solidarisch sein wollen. Der aktuellste Vorwurf an die Personengruppe, der ich angehöre, ist der, dass wir „alte weiße Männer“ sind, die zu dem Machtkomplex gehören, den die Unterdrückten und die Minderheiten bekämpfen (müssen)³⁵. Ich fand und finde es bedrückend, diesen Vorwürfen ausgesetzt zu sein - ich möchte stellvertretend einige Beispiele aufzählen, um erkennbar zu machen, wovon ich eigentlich rede.

Der erste Teilbereich, den ich erwähnen will, ist der der „Gastarbeiter“ und der Menschen „mit Migrationshintergrund“, denen ich begegnet bin und denen ich „helfen“ wollte.

Gleich die erste Erfahrung machte klar: „Hilfe“ kann ich mir aus dem Kopf schlagen. Ich bekam es bei meinen Arbeiten in den Sommer- und dann Semesterferien auf den Baustellen ab 1961 bis 1968 mit Italienern (später auch Jugoslawen) zu tun, die zu den ersten Arbeitsmigranten gehörten, die man in die Bundesrepublik holte. Es ergab sich, dass ich mich oft mit ihnen unterhielt; ich kaufte mir damals mein erstes Italienisch-Lehrbuch von Langenscheidt. Das Verrückte war, dass ich auf sie aufpassen sollte, weil sich sonst niemand auf sie einstellen wollte. Da sie wohl fanden, dass ich ein gutwilliges Jüngelchen war, waren sie freundlich zu mir, erzählten mir von ihren Schwierigkeiten (oft waren sie besser ausgebildet als ihre Kollegen, das wurde aber nicht anerkannt, geschweige denn angemessen bezahlt) - und wussten, dass ich kaum etwas für sie tun konnte, sie ließen mich in Ruhe und ich sie auch. Es war klar, dass ich für sie zu den Privilegierten gehörte und dass ich bald wieder verschwinden würde. -

Ab 1980 sollte ich in Hannover türkischen Jugendlichen Deutsch beibringen, die unbedingt später VW-Arbeiter werden (oder sonstwo in der Automobil- und Zuliefer-Industrie arbeiten) wollten. Einerseits wurden sie gebraucht, andererseits sollten sie sich möglichst weitgehend anpassen. Für sie war ich zwar nützlich, aber auch gleichzeitig der Agent des Kapitals: Ihre Position war voller Widersprüche - meine auch. (Ich glaube, die meisten von ihnen hatten damals letztlich doch noch Erfolg und erreichten ihr Ziel.)

„Agent des Kapitals“ und der deutschen Gesellschaft wurde ich für sie, weil ich sie nicht nur sprachlich fit, sondern sie auch anpassungsfähig machen sollte. Ich vertrat ihnen gegenüber die Anforderung einer „offensiven Integration“: Lernt wenigstens ein Minimum Deutsch, gewöhnt euch an die Schriftkultur hier, lasst die Mädchen und die jungen Frauen in Ruhe - und eure „eigenen“ auch. - Nach gut zwei Jahren war ich als „Gutmensch“ ausgelaugt und fast froh, dass ich wegen einer drastischen Kürzung der Finanzierung dieser „Maßnahmen zur sozialen und beruflichen Eingliederung (MBSE)“ entlassen wurde. -

Der dritte große Anlauf zur Hilfe für die Migrant*innen kam wieder Jahrzehnte später: Mit der Immigrationswelle der Flüchtlinge nach 2015. Im hier angesprochenen Zusammenhang geht es mir weniger um den Widerstand gegen die örtliche und regionale Fremdenfeindlichkeit (das war sogar relativ erfolgreich), sondern um die konkrete Hilfe und deren lähmende Schwäche.

Ich versuchte für mich exemplarisch, einer albanischen Migrantin, einer ausgebildeten Krankenschwester mit zwei Kindern, dabei zu helfen, in Sachsen Fuß zu fassen - ich kam dafür in Frage, weil ich zwar nicht Albanisch, wohl aber - wie sie auch - leidlich Italienisch sprach. Ich musste hilflos mit

³⁵ Die Zuschreibung „Männer“ gilt wohl pauschal - selbstverständlich gibt es viele Frauen, die sich dieser Gruppe zuordnen - mit den geschlechtsspezifischen eigenen Akzentsetzungen, und ebenso LGBTQI-Menschen.

zusehen, wie aufgrund der immer restriktiveren Anti-Ausländer- und Asyl-Gesetzgebung und Verwaltungspraxis ihre und meine Anstrengungen immer erfolgloser wurden, bis dahin, dass sie nach Albanien zurückkehren musste - in der vagen Hoffnung, kurze Zeit danach zu einem Kontingent von Albanier*innen zu gehören, die in die BRD kommen durften. Dieser Abbruch des Aufenthalts in Sachsen lag daran (sie hatte nur eine begrenzte Zeit lang bleiben dürfen), dass es zu lange gedauert hätte, ihre Qualifikationsnachweise aus Albanien und Italien (wo sie jahrelang gearbeitet hatte) bei der zuständigen Stelle in Leipzig anerkennen zu lassen; weil sie zu wenig Deutsch sprach, um rasch einen Arbeitsplatz in einem der prosperierenden Pflegedienst-Unternehmen zu bekommen; und weil sie keinen Führerschein hatte (von einem Auto natürlich ganz zu schweigen). So blieb es für mich bei der allgemeinen Unterstützung von örtlichen und regionalen Flüchtlings- bzw. Migrant*innen-Initiativen und dem öffentlichen politischen Engagement gegen die örtliche Filiale von Pegida. Das wenigstens wurde erfolgreich, und ich begriff im Lauf dieser Monate die Wichtigkeit einer Bündnisstrategie, die weit über das hinausging, was ich bis dahin kennengelernt und praktiziert hatte - dazu später mehr.

Neben dem Empfinden von Hilflosigkeit beschäftigte mich auch immer wieder die strukturelle Asymmetrie im Verhältnis zwischen mir als Deutschem und den Migrant*innen, die ich nicht aufheben konnte. Das machte sich auch in der eher brüchigen Kommunikation mit zwei deutsch-türkischen Studentinnen bemerkbar, die an meinen Lehrveranstaltungen teilgenommen hatten und ihr Examen machen wollten. Sie waren nicht nur überzeugte Kopftuchträgerinnen, sondern gehörten über ihre Familien auch in einen deutlich rechtsgerichteten türkischen politischen Kontext (ein maßgeblicher männlicher Verwandter gehörte ins Umfeld der „Grauen Wölfe“, und die beiden zeigten Anflüge von islamistischen Einstellungen z. B. in einem demonstrativen Umgang mit dem Koran). Sie schafften beide ihre Prüfungen; ich verlor sie bald aus den Augen. Bei ihren zwei Versuchen, mit den von uns betreuten Migrant*innen im Wohnheim der Geflüchteten in Verbindung zu treten, blitzten sie nicht nur bei den Männern, sondern auch bei den Frauen ab.

Es fiel mir in solchen spannungsgeladenen Situationen schwer, souverän zu bleiben. Ich hatte mich immer wieder im Verdacht, letztlich doch der verlängerte Arm der „biodeutschen Mehrheitsgesellschaft“ zu sein, der in beiden Richtungen hilflos bleibt: Sowohl dem äußerst zähen, widerwilligen deutschen Ämter- und Beamten-Apparat gegenüber wie auch in Anbetracht des Elends, in dem sich die Migrant*innen befanden, denen man fast jede Bewegungsfreiheit nach dem Motto verweigert hatte: Ihr habt keine Chance, also nutzt sie bitte gefälligst. Mir war klar, dass diese Lage Gewalt und Drogenhandel begünstigte (manchmal auch Ladendiebstähle, obwohl das dort, wo ich arbeitete, gegenüber den deutschen Diebstählen nicht sonderlich ins Gewicht fiel) - und damit bestätigten sich natürlich viele deutsche Urteile und Vorurteile. - Es war für mich die Wiederkehr eines Erlebnisses, das ich für kurze Zeit in Schwerin hatte: 1991/92 waren in der Stadt für einige Zeit Roma und Sinti untergebracht, und ich versuchte, mit den Mitteln einer Bildungseinrichtung der Ausländerbeauftragten der Stadt dabei zu helfen, sie zu unterstützen. Nach wenigen Monaten zogen sie weg, zumeist nach Westdeutschland. Damit „verschwand“ das Problem, dass sie massiv abgelehnt wurden, zwar in der Stadt, aber nicht etwa grundsätzlich. So war es auch in dem kleinen Ort in Sachsen: Das Wohnheim der Geflüchteten wurde so, wie es eröffnet worden war, unvorhersehbar kurzfristig geschlossen - und von der Unterstützer*innen-Initiative blieben schließlich nur wenige Spuren.

Es ist mir kaum gelungen, diesem Problem substantiell näher zu kommen. Bei den Türk*innen Anfang der 80er Jahre in Hannover hatte ich es ernsthaft versucht; in Schwerin 1991 und in Sachsen 2016/17

kam ich gar nicht erst so weit³⁶. Zufrieden bin ich damit überhaupt nicht, sondern fühle mich eher überfordert und hilflos und weiß nicht recht, wie ich aus dieser Hilflosigkeit heraus dem Vorwurf entgegenzutreten soll, eben ein „alter weißer Mann“ zu sein. Ich nehme an, dass Einwände gegen den Vorwurf individuell gar nicht möglich sind³⁷ - was die Sache aber nicht weniger belastend macht. -

- *Der offizielle Lehrplan* in diesem Punkt: Ich bin entschieden gegen Ausgrenzungen, die nicht auf Grund- oder Menschenrechts-Verletzungen, sondern auf implizit Rassistisches zurückgehen. Dafür habe ich mich engagiert. Ich habe bemerkt, dass mich das Mühe kostet, wenn ich dazu meine eigenen inneren Vorbehalte überwinden muss - und von denen gibt es eine ganze Menge: Ich bin nicht gleich spontan allen Migrant*innen gegenüber aufgeschlossen, manchen peoples of colour gegenüber bin ich zunächst immer ängstlich, obwohl ich in konkreten Begegnungen nie etwas Schlimmes erlebt habe. Mit dieser inneren Anspannung durch Ambivalenz muss ich besser umgehen.
- *Der heimliche Lehrplan* in diesem Punkt: Ich nehme an, dass ich auf der einen Seite gerne zu den „Mehrheits-Bio-Deutschen“ gehören möchte, weil ich oft die Erfahrung gemacht habe, dass ich im Zweifelsfall doch am Rand stehe. Durch die Hilfestellungen für Migrant*innen versuche ich, mir ein dickes moralisches Positiv-Konto zu erwirtschaften. Dabei stehe ich mir oft selbst im Weg.
- *Der notwendige Lehrplan*: Ich brauche nicht nur mehr Erfahrungen, sondern auch mehr Kraft für die notwendigen Abgrenzungen gegenüber Migranten (vor allem in Fragen der Frauenemanzipation sowie in Fragen der Gewalt). Dazu muss ich die Haltung einer „offensiven Integrationsbereitschaft“ der heutigen Situation anpassen - wir haben nicht mehr 1980. Ich brauche mehr Kontakte - in meiner gegenwärtigen Situation muss ich sie schon suchen, weil ich sie im Alltag praktisch nirgends antreffe. -

Der zweite Teilbereich, der mich umtreibt, ist der meines Intellektuellen-Daseins.

Dabei stört mich weniger, dass ich zu einem Intellektuellen geworden bin - dazu hatte ich wenig Alternativen. Zwischen - großzügig gerechnet - 1960 und 1975 hatte ich gesehen, dass eine Bildungskarriere noch am ehesten für mich in Frage kam, weil ich für alles andere eher zu unfähig, zu unbegabt oder zu unwillig war. Ich war zwar mit 16 Jahren kräftig genug, um die Arbeit auf dem Bau durchstehen zu können - aber ich kam nie über die Schwelle hinaus, die das Wahrnehmen der bloßen Mühe von dem Selbstbewusstsein des „Das kann ich!“ trennt. Damals gab es den Werbespruch: Sei

³⁶ In der Zeit in Hannover versuchte ich nicht nur, die türkische Geschichte und einige Elemente ihrer Kultur kennenzulernen und zu begreifen. Ich las die Bücher und anderen Arbeiten von Werner Schiffauer, die mir am meisten weiterhalfen, und holte mir eine Zeitlang auch andere ethnologische und ethnopsychanalytische Fachbücher (z. B. über die vietnamesische Sprache und die vietnamesische Art, psychische Krisen zu verarbeiten und dabei bestimmte Verhaltensweisen zu entwickeln, die für uns zunächst rätselhaft sind). Bis zu einer solchen „Ermittlungstiefe“ konnte ich später meist nicht mehr gelangen.

³⁷ Es ist die Individualisierung eines Strukturfehlers und der früheren Verbrechen z. B. des widerlichen deutschen Kolonialismus' mit seinen Völkermordversuchen in Afrika, die eine echte Vorschule des Nazismus und seiner in Mitteleuropa begangenen Massaker waren (bis zu persönlichen Kontinuitäten, wie im Fall des Manfred Killinger, Marineoffizier im Ersten Weltkrieg, später kurzzeitig NS-Ministerpräsident von Sachsen, früher Freikorps und „Organisation Consul“, dann SA- und NSDAP-Mitglied ab 1927/28 - Netzwerke also, in denen sich auch die früheren Kolonialoffiziere wie Lettow-Vorbeck, speziell auch in Mecklenburg, bewegten). In meiner Schulzeit lebten diese Männer noch (Lettow-Vorbeck starb 1964 und wurde unter Mitwirkung der Bundeswehr fast in einem Staatsbegräbnis beigesetzt); natürlich gab es für uns als Schüler*innen keinerlei Informationen oder Aufklärung. In Berlin war ich 1965 damit konfrontiert, als ich einige Wochen im „Afrikanischen Viertel“ wohnte; später habe ich das Thema in Lehrveranstaltungen immer wieder behandelt. Die Wende, die der Umgang mit dem Thema genommen hat, ist - zumindest auf den ersten Blick - etwas seltsam.

schlau, lern beim Bau! - und ich lernte wenig später den Kontra-Spruch kennen: Sei schlau, bleib im Überbau! Mühselig genug ist diese Laufbahn auch - aber ich glaubte, dass ich das schaffen könnte.

Grotesk wäre es gewesen, mich in den Natur- oder Ingenieurwissenschaften zu betätigen: Ich verstehe das mathematische Denken einfach nicht und finde es von den Mathematikern bis heute erstaunlich arrogant, immer wieder zu behaupten, jeder könne das lernen und es sei doch ganz einfach. Mich störte und stört dieses Reduzieren und Konzentrieren auf Formeln, deren Passepartout-Eigenschaften ich zwar anerkenne, die ich aber trotzdem als etwas sehr Gezwungenes empfinde, als eine Art von Reduktion gegenüber dem „normalen Leben“, das weitgehend ohne sie auskommt³⁸. So tut es mir leid, den wahrscheinlich ziemlich dämlichen Spruch zu wiederholen: Aber ich bin tatsächlich mein Leben lang ohne die Rechenkünste ausgekommen, die mir das Gymnasium vergeblich anzutrainieren versuchte; bis heute komme ich mit meinen äußerst bescheidenen Statistik-Kenntnissen durchaus noch hin (und ich halte sie tatsächlich für berechtigt und notwendig)³⁹.

Natürlich weiß ich, dass wir ohne Brücken, Lokomotiven oder Flugzeuge nicht auskämen - und dass sie Werke eben dieser Wissenschaften sind, zu denen ich keinen Zugang finde. Genauso weiß ich, dass das auch für Physik, Chemie und Biologie gilt, ebenso wie für deren gemeinsame Grundlage mit der Medizin. Beim Schreiben mit dem PC, an dem ich sitze, kann und will ich diesen Wissenschaften den nötigen Respekt auch nicht versagen. Das Beispiel der Astronomie, die mich von all diesen Fächern noch am meisten anzieht, macht mir aber zweierlei klar: Einerseits würden wir ohne sie völlig blind in unserer Welt herumirren; andererseits sehe ich, dass diese Wissenschaft im Weltverständnis ihre Grenzen findet: Urknall - ja oder nein? Stringtheorie - ja oder nein? Völliges Verständnis der Quantenphysik - ja oder nein? „Ereignishorizonte“ der Schwarzen Löcher - gibt's die, und wie sind sie? Ich bin fast erleichtert darüber, „dass die auch nicht alles wissen“.

Das befriedigt mich ein bisschen, weil - nicht nur aus der Sicht der „exakten Wissenschaft(en)“ - die Sozial- und Kulturwissenschaft, zu der ich gehöre, oft genug nur als „Halbwissenschaft“ angesehen wird. „Exakt“ im Sinn der Natur- und Ingenieurwissenschaften sind wir zweifellos nicht. Aber immerhin beansprucht niemand „von uns“, ein für alle Mal gültige Wahrheiten über die Welt und das Leben

³⁸ Ich erinnere mich an eine etwas angstvolle Kontroverse mit einem Lehrer im Physik-Unterricht, als ich die „Allgültigkeit“ eines Versuchs mit einer schiefen Ebene und einer herunterrollenden Kugel anzweifelte - die Versuchsanordnung erschien mir zu beliebig bzw. willkürlich gewählt und die Ableitung eines Gesetzes daraus ebenso. Vielleicht hätte es mir mehr geholfen, wenn ich erfahren hätte, dass eine Metallkugel, die man etwa in 5 km Höhe fallen lässt, irgendwann einmal eine Geschwindigkeit erreicht, die sich nicht mehr steigert; das hätte mich zum Nachdenken über die Schwerkraft gebracht (ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich nicht einmal positiv weiß, ob das stimmt, was ich da annehme). Ich hätte mich aber gefreut, etwas erklärt und geklärt zu bekommen, worüber ich mich wunderte; positiv in diesem Sinn ging es mir beispielsweise im Dom von Frauenburg (Frombork) beim Bestaunen des kopernikanischen Pendels.

³⁹ Der Sachverhalt war zu Zeiten meines Abitur (1965) geradezu notorisch, wie es Ernst P. Fischer in Erinnerung an sein Abitur 1966 beschreibt; er hatte vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern sehr gute Noten, auf die er stolz war, aber der Direktor des Gymnasiums zeigt ihm, wo der Hammer hängt, und verdirbt die gute Stimmung des Abiturienten „durch einen merkwürdigen Satz (...): `Gute Leistungen in Physik, Chemie oder Biologie sind ja nicht unerwünscht (...), und gute Noten in den Naturwissenschaften sind durchaus erfreulich, *aber ob jemand reif ist (...), das erkennt man erst an seiner Deutschnote*“ (Fischer, Die andere Bildung, 2001, S. 9; Hervorhebung: MP). Fischer schreibt dazu weiter: „... seither reagiere ich etwas gereizt auf literarisch oder künstlerisch versierte Leute, die sich verächtlich über die Naturwissenschaften äußern. *Ich ärgere mich vor allem dann, wenn sie erstens nichts von ihnen verstehen, wenn sie zweitens nichts daran ändern wollen, und wenn sie dies drittens auch noch mit leichtfertiger Koketterie zugeben*“ (a.a.O.; Hervorhebung: MP). Immerhin schreibt er dagegen ein ganzes, dickes Buch von 460 Seiten, geht aber nicht auf das ein, was ich beklage: Die oftmals dürftige Pädagogik bzw. Didaktik der Mathematik und Naturwissenschaften - wenn sie überhaupt vorhanden ist.

herausgefunden zu haben. Ganz im Gegenteil sind wir gezwungen, uns zumindest einmal in jeder Generation wieder neu zu erfinden, um auf dem Laufenden zu bleiben. Soweit wir uns dessen bewusst sind, sind wir wenigstens frei von manchen arroganten Anflügen etwa der Ökonomie (die ja auch sehr gern mit Formeln zu arbeiten beansprucht) oder der Rechts„wissenschaft“. Von der Philosophie und der Theologie braucht man gar nicht zu reden - es sind zwar Nachdenk-Systeme, aber sie zu Wissenschaften zu machen finde ich schon etwas verwegen.

Ich will das nicht übertreiben - von außen her betrachtet wird ja gegen die Wissenschaftler*innen genug Skepsis und teilweise offene Ablehnung vorgebracht. Wenn eine Illustration notwendig wäre - die gegenwärtige Corona-Pandemie-Krise liefert sie täglich neu und macht gerade an dem Punkt ihr Unverständnis fest, in dem ich als ihre Stärke ansehe, dass es eine ein für alle Male und alle Zeit feststehende Sicherheit und Gesetzmäßigkeit nicht gibt.

Damit erreiche ich aber ein weiteres Mal einen Zustand, der mir zu schaffen macht. Spätestens seit 1969/70 bin ich wissentlich und willentlich dazu übergegangen, Berufs-Intellektueller zu werden, und zwar auch noch in dem etwas extremen Feld der Hochschulen (und seit inzwischen fast 25 Jahren bin ich zu allem Überfluss auch noch Professor, womit ich bis zu diesem Zeitpunkt 1995/96 nie gerechnet hatte). Gab es früher zwischen mir als Flüchtlingskind und den (jeweiligen) Einheimischen eine gläserne Wand, bei der ich auf der schwächeren Seite stand, so gibt es jetzt eine andere, aber ebenso wirksame Wand: Ich stehe als Mann und Intellektueller auf der einen Seite, die "Alltags-Menschen" der „normalen“ Bevölkerung auf der anderen - und das lässt sich weder aufheben noch rückgängig machen.

Diese Tatsache führt mich in eine gewisse Vereinsamung: Ich sehe vieles anders als manche Mehrheiten um mich herum; am schlimmsten ist es natürlich mit AfD-Sympathisant*innen. Ich kann so gut wie nicht mit ihnen ernsthaft diskutieren, weil ich ihnen die Grundlagen für meine Meinungen und Urteile nicht erklären kann - es würde viel zu lange dauern, und nur ganz wenige Aspekte sind unmittelbar einleuchtend, weil evidenzbasiert (und selbst das bestreiten manche noch). Das führt zur bitteren Form des Recht-Habens bei Fehlentwicklungen: Wenn sich das diskutierte Problem aufklärt, ist es meist zu spät, und oft geht es mir der falschen Entwicklung wegen dann genauso schlecht wie allen anderen. Gerade in der aktuellen Pandemie könnte es wieder so weit sein: Es könnte eine zweite Infektions-Welle geben, weil die Gesellschaft denen folgen will, die aus Leibeskräften nach einer möglichst raschen und umfassenden Lockerung der Einschränkungen schreien - und danach wäre alles noch schlimmer als bisher schon...

- *Der offizielle Lehrplan* in diesem Punkt: Ich muss immer wieder neu lernen, wie ich diese Eigenschaft, ein linker Intellektueller zu sein, weiter leben und nach außen hin vermitteln kann. In meiner Jugendphase war das schwierig; nach 1968 schien es sich langsam zu bessern; nach 1980 war es in der ehemaligen DDR wieder etwas problematisch. In der polarisierten deutschen Gesellschaft der Gegenwart wird es derzeit problematischer, weil sich zwar die Anzahl der Intellektuellen (im Sinn von Akademiker*innen) enorm erhöht hat, andererseits aber von rechts her quantitativ und qualitativ eine Gegenposition aufgebaut worden ist, die es früher so nicht gab (die alte Rechte verfiel nach 1968; die damals entstehende neue Rechte war zunächst nur vulgär).
- *Der heimliche Lehrplan*: Ich muss in meiner Eigenschaft als Intellektueller genauer und sozialer werden, ohne die Eigenschaften meiner intellektuellen Identität aufzugeben oder zu relativieren. Darum muss ich mich nicht nur sprachlich bemühen, sondern auch sozial: Ich muss

mich auch um Leute bemühen und darf nicht nur auf das setzen, was ich früher gedacht habe: Wenn ich Professor bin, werden die Leute mich schon in Ruhe lassen und respektieren. Ich habe gelernt, dass das im Fall von Rechten, denen ich begegne, überhaupt nicht stimmt - es tritt eher das Gegenteil ein („linksrotgrün versifftes Professoren-Arschloch“ hieß das in Sachsen).

- *Der notwendige Lehrplan:* Dass ich Professor geworden bin, lässt sich sowieso nicht mehr ändern. Also muss ich was draus machen. Ich hoffe, dass ich das durch Vernetzungen erreichen kann, die sich gegen die AfD und andere Formen rechtsgerichteter Verirrungen richten. In solchen Vernetzungen muss ich plausibel machen, dass meine Person und deren Fähigkeiten okay sind. Dazu gehört auch, den Begriff „links“ mit einer akzeptablen (neuen) Bedeutung aufzuladen.

Der dritte Teilbereich, der - überraschend spät⁴⁰ - für mich erst in den letzten Monaten aktuell geworden ist: Meine reale Zugehörigkeit zur Bevölkerungsgruppe der alten Männer. Das hat nicht nur damit zu tun, dass ich in der gegenwärtigen Pandemie zu einer Hochrisikogruppe gezählt werde, ob mir das passt oder nicht; natürlich bin ich mit bald 75 Jahren „alt“. Das spüre ich nicht nur körperlich - es hat sich inzwischen in mein Bewusstsein hineingearbeitet. Ich bemerke, wie sich meine Perspektiven, meine Ängste und gleichzeitig auch das Empfinden mancher Privilegierung neu gruppieren. Konsequenzen daraus habe ich - von Ausnahmen abgesehen - bisher kaum daraus gezogen. Immerhin bin ich inzwischen so weit, dass ich unwirsch auf Zurufe im Alltag vom Typus „Hallo Sie, junger Mann!“ reagiere. Wenigstens ist es noch nicht dazu gekommen, dass mich jemand als „Opa“ angesprochen hat. Soweit sind das alles noch erwartbare Alltäglichkeiten, mit denen ich mich nicht aufhalten sollte.

Etwas anders und unbehaglicher wird es, wenn ich nicht nur meines Alters wegen von meiner Bank als prinzipiell nicht mehr kreditfähig angesehen werde (seit ich älter als 70 Jahre bin), sondern erst recht dann, wenn quasi „versicherungsmathematisch“ damit gerechnet wird, dass ich sowieso „bald“ sterben werde bzw. könnte (so lautete ja die nach Selbsteinstufung etwas „brutale“ Äußerung des Tübinger Oberbürgermeisters Palmer zur Frage, wer im Fall knapper Ressourcen bei Beatmungsgeräten im Corona-Krankheitsfall nicht mehr berücksichtigt werden sollte).

Immerhin hat Palmer damit ein bisschen Empörung ausgelöst - aber allein war er damit keineswegs. Plötzlich gab es wieder quasi „ethnologische Anmerkungen“⁴¹: Wo und in welchen Gesellschaften

⁴⁰ Wie vermutlich viele alternde Männer habe ich mich bis heute zu der Gruppe der „Aktiven“ gezählt, also denen, die nicht nur als Rentner „privatisieren“ - für mich war das eine Spielart der Resignation. Darüber habe ich außer Acht gelassen, dass sich der Radius meiner Möglichkeiten tatsächlich Jahr für Jahr verringert. Das hängt mit der körperlichen Leistungsfähigkeit zusammen: Einesteils ist sie noch beträchtlich, verglichen mit der der alten Männer der vorigen Generation; andererseits mache ich mir Illusionen. Allerdings: Ich habe nicht vor, mich an einem Seniorenmarathon zu beteiligen. Ich bemerke deutlich, dass ich sehr oft „meine Ruhe haben will“ - und auf der anderen Seite möchte ich allzu gern weiter Seminare machen...

⁴¹ Die Zuschriften/Kommentare der Leser*innen zu den einzelnen Texten der Internet-Seiten der Zeitungen und der anderen Medien sind eine Fundgrube der neuen „veröffentlichten Meinungen“. Bekanntlich blieb das früher den Journalist*innen vorbehalten; heute können sich alle äußern, und das tun sie auch reichlich, insbesondere im Schutz der Anonymität. Dabei kommt auch in der hier aufgegriffenen Frage der Einordnung des Alters in den Kontext der allgemeinen Wertschätzung vieles zur Sprache, was sonst auch in Meinungsumfragen nicht erfasst werden könnte - dort würden sich manche Leute schämen. - Aber auch da fällt mir auf: Wie bemerkenswert stumm meine eigene Generation (noch) ist: Haben wir etwa Angst davor, dass die Mehrheitsgesellschaft den nächsten Beschluss zur Rentenerhöhung kippen könnte (die steht für Ende Juli 2020 an)? - Die gesamte Diskussion ist ziemlich bizarr.

man Alte zum Sterben ausgesetzt habe, wenn es zu einer Notsituation gekommen sei, die die gesamte Gesellschaft (den gesamten Stamm) betroffen habe. Das Groteske daran ist, dass ich mir überhaupt Gedanken über meine Reaktion mache und mir noch überlege, welche rationalen Argumente ich dagegen anbringen will⁴² - statt jemanden wie Palmer schlicht wegen Verletzung meiner Menschenwürde und Menschenrechte zu verklagen.

Der sozialdarwinistische Generations-Rassismus markiert eine deutliche Veränderung meiner Position: Diesmal bin ich auf der „Opfer-Seite“, also von der „gläsernen Wand“ ausgegrenzt. Als Rentner fühle ich mich „geduldet“ - vermutlich eine Erfahrung, die jede Generation spezifisch für sich neu machen muss. Ich habe unterschätzt, wie viele Veränderungen gegenüber „früher“ zu berücksichtigen sind. Es ist anstrengend geworden.

- *Zum offiziellen Lehrplan:* Es gibt keinen klar artikulierten Verhaltenskodex für alte Männer - zwischen den Slalomstangen der Fahrt nach „unten“ muss jeder seine Spielräume austesten. Das ist ebenso verwirrend wie ärgerlich, weil es für Alte keine klare Trennungslinie mehr zur nachfolgenden Generation gibt. Die Tatsache, dass die Männer (und in einer anderen Art die Frauen) im Lauf ihrer gelebten Jahrzehnte genug auf das gesellschaftliche Konto und in die Finanzkasse des Staates eingezahlt haben, scheint sich mehr und mehr zu relativieren. Daher muss ich wohl eigene Maßstäbe setzen und versuchen, sie zu verteidigen.
- *Der heimliche Lehrplan:* Alter: Begreife, dass du randständig geworden bist. Da ich mich immer als randständig empfunden habe, fällt mir das nicht schwer. Anstrengender ist es geworden, den Jüngeren gegenüber überhaupt eine Position zu bezeichnen, die sie nicht nur respektieren könnten, sondern sogar akzeptieren müssten. Es kostet eine Menge Anstrengungen, das so zu tun, dass es nicht als klägliches Lamento erscheint.
- *Der notwendige Lehrplan:* Alte haben nicht nur Rechte, sondern können sich auch auf ein Gebot der Solidarität berufen. Unter den Vorzeichen des Neoliberalismus ist das zu einem Kampf geworden: Die Porsche-Fahrer wie Lindner oder Poschardt sind gefährliche Überzeugungstäter. Immerhin gibt es einige Denk-Vorbilder: Alte müssen sich nicht in einen Kuscheltierpark der niedlichen Opas und Omas abschieben lassen.

Politik und Emotionen

Wenn ich mich richtig erinnere, habe ich „Politik“ als solche von Anfang an im Zusammenhang mit Emotionen wahrgenommen - ja: überhaupt wahrnehmen können. Es ging um die folgenden Gegensatzpaare: Macht - Opposition/Widerstand; arm - wohlhabend/privilegiert; gerecht - ungerecht; gleich - ungleich; fremd - einheimisch.

Kleinere Stolpersteine des Ausschlusses waren für mich in der Stadt Konstanz etwa ab Anfang der 60er Jahre die Wahrnehmungen von Clubs, in denen ich nichts zu suchen hatte: Reitclub, Tennisclub, Segelclub, z. T. auch Skiclub (so etwas wie den Rotary-Club habe ich gar nicht erst wahrgenommen).

⁴² Ich möchte mir nicht die Mühe machen, Palmer und seine Gesinnungsgenoss*innen anzugreifen, weil sie vermutlich einer vulgären Form des Utilitarismus verpflichtet sind. Denn abseits von Peter Singer und seinen Fans sind in diesem krassen Fall die Linien der Konsequenzen klar gezogen, die sich negativ mit denen den Grundgesetzes und der Menschenrechte schneiden. Jedes weitere Wort wäre verschwendet.

Der erste im engeren Sinn politische Stolperstein und Groß-Skandal, an den ich mich erinnern kann, war 1962 die „Spiegel-Affäre“ - ich war erschrocken und empört und merkte bald, dass bei weitem nicht alle Leute in meiner Umgebung diese Empfindungen teilten - und dass sie zumeist der CDU angehörten oder ihr nahestanden (und damit auffallend oft auch der katholischen Kirche); schließlich ging es ja um Adenauer und Strauß und damit auch um kompromisslose Machtpolitik: Strauß musste gehen, der „ewige Adenauer“ blieb.

Die Beobachtungs- und Wahrnehmungsbereiche musste ich erst langsam zueinander in Bezug setzen. Das lag unter anderem daran, dass die Schule und ihr Unterricht keinerlei Kontext herstellten, in dem das für mich leichter geworden wäre. Daher blieb meine „anschwellende Protesthaltung“ ziemlich naiv und ließ sich in der Wahrnehmung von außen und oben von außen her sicherlich auf „pubertäres Gehabe“ reduzieren⁴³. Ich kann mich nicht einmal daran erinnern, dass ich im Kreis meiner Freunde (Freundinnen waren damals kaum dabei) besonders häufig im engeren Sinn politisch diskutiert hätte; ich war wohl auch der einzige, der nach dem Abitur das Studium der Politologie plante. - Ziemlich diffus blieb auch die kurzzeitige Mitgliedschaft (etwa 1963/64) bei den „Jungdemokraten“ und in der FDP in Konstanz - zusammen mit einem Freund hatte ich mich vom älteren Bruder einer Mitschülerin dazu überreden lassen. Wir merkten bald, dass wir an der falschen Adresse gelandet waren, und ich trat aus, bevor ich ausgeschlossen wurde. - Von einem linken oder gar sozialistischen Engagement konnte bei mir nicht die Rede sein⁴⁴ - obwohl mein Großvater mütterlicherseits ein Sozialdemokrat der ersten Stunde war und ich mich so deutlich mit dem Marxismus-Leninismus und dem Kommunismus auseinandersetzte (auch da war ich wohl der einzige). Das machte sich auch in meiner Abiturrede bemerkbar: Sie war bestenfalls bürgerlich-linksliberal - damit aber im damaligen „Mainstream“ schon beinahe „extrem“⁴⁵.

Ähnlich war es mit dem Nationalsozialismus (NS).

Bis zum Abitur hatte ich eine doppelte Haltung zum NS: *Intellektuell* fand ich ihn unmöglich, weil rassistisch, diktatorisch und grundsätzlich aggressiv im Sinn von „menschenfeindlich“. *Emotional* konnte ich mich nicht auf Wissen, sondern nur auf allgemeine Ahnung stützen: NS war extrem autoritär, definierte sich selbst als „Elite“ und setzte alle anderen Positionen einem dauernden Risiko als „Volksfeinde“ aus, weil die entsprechenden staatlichen Bestimmungen als „Gummi-Paragrafen“ willkürlich gehandhabt wurden. Mir scheint, dass in der ersten Hälfte der 60er Jahre kein Mensch auf

⁴³ Heute ist mir klar, dass die Leute, die im weiteren Sinn für unsere Bildung verantwortlich waren, eine ganz andere Agenda hatten: Der Sieg über den NS - und damit der von den meisten von ihnen so empfundene Zusammenbruch - waren gerade erst 15 Jahre her. Ich machte mir erst im Lauf der Zeit langsam klar, dass ich ja von lauter Alt- und Ex-Nazis umgeben war, die natürlich nach Möglichkeit keine Silbe zur Zeit der Diktatur verlieren wollten. Die einzige Ausnahme, an die ich mich erinnere, war unser Deutschlehrer; dazu kamen die beiden sehr jungen Kollegen, mit denen wir es zu tun bekamen (aber auch die sagten zum NS nur höchst selten etwas), und der leider nur kurze Zeit tätige Religionslehrer.

⁴⁴ Im Rückblick glaube ich, dass ich damals gar nicht wusste, was „sozialistisch“ bedeuten könnte. Auch die Kategorie „links“ beruhte eher auf diffuser Emotionalität - als Schüler war ich ja nicht einmal „demokratisch trittsicher“ (das war ich frühestens aus Anlass meiner Zwischenprüfung in Politologie). Wir hatten zwar ein Schulbuch zur „Gemeinschaftskunde“ - es war aber so furchtbar trocken und formalistisch, dass ich es sehr rasch weglegte. Das ernsthafte Interesse dafür kam bei mir erst im Grundstudium.

⁴⁵ Ich hatte mich dabei unter anderem an der Reihe „rowohlt aktuell“ orientiert - die seit etwa 1963 erscheinenden gelb-roten Bändchen waren oft ein einziger Affront gegen den CDU-Mainstream. Später kamen dann auch gewichtigere Publikationen hinzu - so etwa 1967 in der sehr respektablen Reihe „edition suhrkamp“ die zwei Bände über den „CDU-Staat“, die eher wissenschaftlich angelegt waren und nicht einfach beiseite gefegt werden konnten. Für das Humanistische Gymnasium in Konstanz war das schon alles „linkes Gift“.

die Idee gekommen wäre, dass Schüler*innen in eine Gedenkstätte⁴⁶ hätten gehen sollen (und es gab ja auch kaum welche!) - während heute eine Fahrt nach Auschwitz manchen Gutgläubigen wie eine Garantie für ein „antifaschistisches Urerlebnis“ erscheint (nur zur Erinnerung: Die Holocaust-TV-Serie kam erst 1978 ins deutsche Fernsehen der BRD).

Das war so pauschal, wie es der Schulunterricht nahelegte - mehr auf der Basis des Geschichtslehrbuchs als durch den Unterricht selbst: Dort kam - wohl als schulischer „Normalfall“ - der NS nicht vor. Im Nachhinein sehe ich das Lehrer*innen-Kollegium als eine Belegschaft, in der es ein „Stillhalte“-Abkommen gab: Man sprach nicht über die Belastungen mancher Kollegen (Frauen waren sowieso nicht betroffen, weil es sie in der NS-Zeit als Lehrerinnen nicht gab). In meiner Erinnerung gibt es ein einziges Ereignis, das aus diesem Muster herausfällt: Am 20. Juli gab es jedes (?) Jahr eine Gedenkveranstaltung zum Widerstand gegen Hitler, bei dem Stauffenberg und die „Weiße Rose“ gewürdigt wurden - weitere Widerständler wurden nicht so erwähnt, dass ich es mir gemerkt hätte (es hätten ja beispielsweise Bonhoeffer und die „Bekennende Kirche“ sein können oder sogar die Philosophin, Nonne und in Auschwitz ermordete, 1998 heilig gesprochene Jüdin Edith Stein...). Von Juden und dem Holocaust wurde geschwiegen - ganz und gar verschwanden de facto alle anderen Opfergruppen. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, dass das Anwachsen der Wählerstimmen für die NSDAP bis 1933 extra erwähnt und kritisch diskutiert worden wären, vom darauf folgenden internen Machtkampf, der im sog. „Röhm-Putsch“ 1934 endete, und dem Aufstieg der SS ganz zu schweigen, ebenso wie vom Terror nach innen, der zum Entstehen des KZ-Systems führte. Konstanz schien im NS eine „Insel am Rand“ gewesen zu sein. -

Der Unterricht und die fast völlig fehlende Diskussion damals führten dazu, dass sich bei mir vor 1965 eine emotionale Fundierung für einen Anti-NS-Standpunkt nicht finden lässt. Die „private Seite“ des Schweigens verhielt sich komplementär dazu: Es gab keine Gespräche über die NS-Zeit. Dass meine Eltern keine Kommentare abgaben zu meiner Lektüre, die das im Geschichtsbuch Erwähnte bei weitem überstieg, habe ich erst später einordnen und verstehen können - es war das Schweigen der Opfer. Sie förderten diesen Wissensdrang bei mir aber auch nicht; ich erinnere mich nur an ein einziges Mal, dass mein Vater etwas missbilligte und verbot: Ich hatte eine Lenin-Zeichnung von einem Majakowski-Lyrik-Band aus der DDR, den ich aus Karl-Marx-Stadt mitgebracht hatte, im DIN A4-Format kopiert und sie in meinem Zimmer aufgehängt; er war sichtlich verärgert, der Kommentar jedoch denkbar knapp - à la: „Sowas kommt mir bei uns im Haus nicht an die Wand“.

Unter diesen Umständen ist es vielleicht nicht verwunderlich, dass die emotionale Seite erst nach dem Beginn des Politologie-Studiums in Berlin aufbrach. Wir bekamen Materialhinweise für Arbeitsaufgaben in der Bibliothek und NS-Filme „aus dem Giftschrank“ zu sehen. Nach gut zwei Semestern hatte sich mein Bild des NS quasi „neu konfiguriert“ - vor allem in dem Sinn, dass ich vor der Grausamkeit, der Mordlust und der Skrupellosigkeit erschrak; ich hatte mir das alles vorher nicht vorstellen können⁴⁷.

⁴⁶ Ich erinnere mich: 1969 bekam ich ein Auto und fuhr auf der Strecke von Konstanz via München auch durch Dachau. Damals war die Gedenkstätte bereits begründet; ich wusste das; meine Fahrtstrecke führte direkt daran vorbei. Es dauerte aber noch einige Zeit, bis ich mich dazu überwand, sie zu besuchen.

⁴⁷ Im Rückblick wundere ich mich selbst über mein damaliges „Übersehen“ der Kriegsspuren in Westberlin: Die massiven Zerstörungen waren selbst am Kurfürstendamm und Bahnhof Zoo noch deutlich zu sehen; Berlin hing 1965 im Wiederaufbau stark hinter der BRD zurück. Es dauerte lange, bis ich das „Spurenlesen“ lernte - größeren Umfang nahm es erst an, als ich ein eigenes Auto hatte und mehr in der Stadt herumkam. Erst mit dem Beginn der 70er Jahre kam es dann zu den Vorhaben „antifaschistischer Stadtrundgänge“ und Führungen - nach

Im Rückblick finde ich das Ausmaß an Aufklärung und Information an dieser Hochschule sogar noch relativ zurückhaltend, an der so viele Emigranten lehrten⁴⁸. Bezeichnend für die Situation in Berlin war, dass es zwar einige Gedenkorte gab, dass diese aber nur begrenzt bekannt waren (z. B. Plötzensee, nicht aber so sehr der Bendlerblock). Das Haus der „Wannsee-Konferenz“ war zwar Fachleuten bekannt, wurde aber erst nach 1988 zur Gedenkstätte. Der Widerstand gegen die Erinnerungsarbeit war zäh und ungreifbar⁴⁹. - Das betraf jedoch nicht die bekanntesten Orte im Ausland - so beispielsweise Auschwitz oder Theresienstadt. -

Für die Bundesrepublik wurden die ersten Verzeichnisse von „Orten des Widerstands und der Verfolgung“⁵⁰ erst veröffentlicht, nachdem in den späten 70er und frühen 80er Jahren eine breitere Bewegung zur sog. „Aufarbeitung“ eingesetzt hatte, an der ich mich punktuell (Hannover, Celle, Wendland) auch beteiligte. Obwohl das einigen Fachleuten durchaus bekannt war, kam es erst in dieser Zeit wieder zu einem öffentlichen Bewusstsein der Tatsache, wie viele historische Orte - vor allem: Lager - zwar scheinbar unbekannt, aber durchaus noch vorhanden und erkennbar waren. -

Etwas anders verhält es sich mit dem Stalinismus und den Opfern des Sowjetsystems. Es war nicht etwa so, dass ich nichts darüber gewusst bzw. gelesen hätte. Bis zur friedlichen Revolution 1989/90 war ich jedoch immer wieder emotional dadurch ausgebremst, dass Angehörige der politischen Rechten und der Konservativen in antikommunistischem Reflex bei jeder Erwähnung des NS sich quasi sofort nach links umdrehten und lauthals propagierten, „die Linken“ (Bolschewisten, Russen, „Sowjets“, Mao usw. usf.) seien eigentlich die größeren Verbrecher und hätten viel mehr Tote auf dem Gewissen. Sie erzeugten damit ein Orientierungs- und Interpretations-Gestrüpp, das sie bei schwierigen Fragen wie den Berufsverboten immer wieder heranzogen und „gegen die rote Gefahr“ instrumentalisieren - und gleichzeitig wurde damit eine Decke über den NS und die Rechten gezogen, unter der sich eine Gemeinheit und Widerwärtigkeit nach der anderen vollzog⁵¹. Schließlich

Ostberlin kam ich selten und hatte kein umfassendes Bild von den Kriegsfolgen (von den üblichen Schwerpunkten abgesehen - wie z. B. der „Stalinallee“ oder den Kriegsdenkmälern). - Dazu kam, dass ich im Berliner Südwesten lebte, wo die Zerstörungen bei weitem geringer waren als in den meisten anderen Stadtteilen.

⁴⁸ Das, was mich im Rückblick erstaunt, ist: Keiner von ihnen - Ossip K. Flechtheim, Richard Löwenthal, Ernst Fraenkel und noch einige andere - sprachen über ihre Erfahrungen aus der Zeit um 1933 und die in der Emigration, und wir kamen auch nicht auf die Idee, sie danach zu fragen; immerhin war ich sowohl bei Löwenthal wie auch bei Flechtheim eine Zeitlang wiss. Hilfsassistent.

⁴⁹ Ein beklemmendes Indiz dafür war/ist, dass der jüdische Historiker und Auschwitz-Überlebende Joseph Wulf, nach dem das Haus heute benannt ist, jahrelang für seine heutige Verwendung kämpfte und, durch diesen zähen Widerstand vor allem auch in Berlin zermürbt, 1974 Selbstmord beging. Mich hat das damals sehr schockiert - aber auch im Otto-Suhr-Institut, an dem ich arbeitete, übergang man das Ereignis. - Etwas „besser“ erging es Reinhard Strecker, Jahrgang 1930, der fast im Alleingang versuchte, die Verbrechen der deutschen Justiz im NS zu thematisieren; er wurde für uns als Student*innen zu einem Orientierungspunkt. In der Gegenwart wird er sehr gewürdigt; damals - also zwischen 1955 und 1975 - versuchte man unentwegt, ihn zu diffamieren und zum Schweigen zu bringen.

⁵⁰ Es gab eine Broschüren-Serie des DDR-beeinflussten Pahl-Rugenstein-Verlages (Köln), in der nach und nach zu jedem Bundesland ein Gedenkorte-Verzeichnis erschien. Erst danach reagierte die Bundeszentrale für politische Bildung und gab 1987 das (heute zweibändige) dicke Kompendium „Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation“ heraus, das bis heute den Standard setzt; natürlich ist es inzwischen dringend überarbeitungsbedürftig. Das verdienstvolle Werk ist zwar durchaus in der Fachwelt verbreitet - aber ein Bestseller wurde es nie.

⁵¹ Damit meine ich nicht nur den Schutz der NS-Verbrecher (in der BRD selbst, aber ebenso international), sondern auch die komplett unwürdige und ehrlose Politik gegen die Opfer des NS, wie z. B. - um nur zwei Gruppen zu nennen! - die Roma und Sinti und die Zwangssterilisierten und durch „Euthanasie“ Umgebrachten. Diese Aufzählung ließe sich lange fortsetzen; bis heute besteht diese „Tradition“, wie z. B. in der Verweigerung ir-

wurde sogar behauptet, „die Linke“ habe sich „immer“ gegen die Aufklärung der Verbrechen des Stalinismus, Maoismus usw. gewandt - was evident falsch ist, wie mir meine eigene Bibliothek zeigt. Es gab nicht nur die Machwerke der Rechten - der Rahmen umfasste auch beispielsweise noch die Memoirenliteratur bekannter Personen der Zeitgeschichte wie z. B. Churchill oder Kissinger⁵².

Dazu kamen immer wieder auch mehr oder weniger degoutante „Rehabilitierungsversuche“, die meist - aber nicht immer - scheiterten, so z. B. zur Foto- und Filmtechnik Leni Riefenstahls oder zur „Formensprache Arno Brekers“, die studiert werden müssten, weil sie - auch heute noch - so „innovativ“ seien. Die Debatten in diesem Kontext sind keineswegs beendet, sondern immer wieder von Neuem notwendig⁵³. Inzwischen ist bereits die zweite Nachkriegsgeneration in diesen Prozess einbezogen, die vieles nicht weiß (und z. T. auch nicht wissen kann)⁵⁴. -

Ein weiterer, wichtiger Punkt war für mich die Lektüre der Bücher, die von denjenigen geschrieben wurden, die von Kommunisten zu Stalin-Kritiker*innen geworden waren. Es gab einen Sammelband mit dem bezeichnenden Titel „Der Gott, der keiner war“ (1950 von Arthur Koestler und anderen herausgegeben), dazu natürlich Wolfgang Leonhards Klassiker „Die Revolution entlässt ihre Kinder“, die Abrechnungen Milovan Djilas´ mit Stalin und seinem System und noch einiges mehr - das hatte ich bereits in den Schuljahren vor 1965 gelesen. Es immunisierte bereits ziemlich wirksam gegen jegliche Form eines Parteikommunismus - auch wenn mir die tragischen Lebensläufe und Verwicklungen so vieler Widerständler und Emigrant*innen erst später richtig klar wurden - es gab keine guten Zusammenfassungen und Gesamtdarstellungen.

Diese vielschichtigen, oft in sich sehr widersprüchlichen und bruchstückhaften Informationen führten in der Schulzeit *nicht* zu einem geschlossenen Bild und zu einer emotional sicheren Einstellung. Das besserte sich zwar im Lauf des Studiums - aber es gab seither nur *eine* immer festere emotionale Sicherheit: Wut und Abscheu gegenüber allem, was Nationalsozialismus war. Trotzdem hatte ich noch sehr mit dem zu kämpfen, was später genauer beschrieben wurde: Die Differenz zwischen dem allgemeinen Wissen und den privaten Biografien - Harald Welzer und seine Mitarbeiterinnen⁵⁵ beschrieben das später mit dem plastischen Bild der Unterschieds, oft genug des Widerspruchs zwi-

gendeiner auch nur symbolischen Anerkennung des Schicksals und der Leiden der sowjetischen Kriegsgefangenen.

⁵² Als Schüler, als Student und auch noch später las ich einige dieser Machwerke, die häufig ein zumindest grob verzeichnetes Bild des NS, des Zweiten Weltkrieges und des Kalten Krieges gaben. Manches verfiel bei mir nicht mehr - wie z. B. die Lügen Albert Speers, damals Bestseller - , andere erfreuten mich als Schüler lange, bis ich mehr erfuhr - so z. B. die Propaganda-Bücher Kennedys; tückischer und vertrackter war die Selbstbeweihräucherung von Wernher von Braun, den ich lange verehrt hatte (davon, dass ihn die Amerikaner als wichtigen Spezialisten in die USA brachten und darauf verzichteten, ihm wegen seiner Beteiligung an den NS-Verbrechen den Prozess zu machen, wusste ich „natürlich“ nichts - niemand in der BRD schien darüber sprechen zu wollen).

⁵³ Ganz aktuell ist eine Initiative in Berlin, die fordert, dass die künstlerischen Markierung der Nazis am Olympia-Stadion in Berlin entfernt werden - Plastiken, Mosaiken, Reliefs usw.; auch das ist nichts Neues.

⁵⁴ Ich stelle in den Ländern der ehemaligen DDR immer wieder fest, dass es einen z. T. gewaltigen „Lag“ in puncto NS und Aufarbeitung gibt, weil viele in der DDR Aufgewachsene nur den „Antifaschismus light“ in der Variante des DDR-Bildungssystems kennengelernt haben und annehmen, sie seien vollständig informiert. Die aufgeregten und verwirrten Zeiten seit 1990 haben sie auch objektiv daran gehindert, diese Aufklärungsgeschichte und Tradition der BRD nachzuholen. Das beginnt sich langsam zu ändern - aber eine ganze Generation ist inzwischen fast verloren für eine umfassendere, allgemeine Bewusstseinsbildung.

⁵⁵ Das Buch „Opa war kein Nazi“, verfasst von ihm sowie Sabine Moller und Karoline Tschuggnall, erschien 2002 und wurde beispielhaft für die Forschung zur intergenerationellen Weitergabe interfamiliärer Erzählungen und Traumatisierungen.

schen den veröffentlichten „Chroniken“ und den privaten „Fotoalben“⁵⁶. Ich suchte lange nach Kriterien dafür, wie ich insbesondere die biografischen privaten Berichte zumindest erst einmal für mich beurteilen und einordnen könnte. Heute glaube ich - nach den vielen Seminaren und Projekten, die ich mit Zeitzeug*innen gemacht habe - dass das sowohl individuell wie gesellschaftlich eine „Lebensaufgabe“ ist, die im besten Fall zu einer sehr differenzierten Beurteilung all dessen führt, was mir und uns allen heute noch begegnet - eine Illustration dafür gibt das, was aufgrund des 75. Jahrestages des Kriegsendes 1945 gegenwärtig veröffentlicht wird.

Im Rückblick bleibt mir nur das Resümee: Wut, Berichte und Informationen beeinflussen sich immer wieder gegenseitig. Sicher ist für mich, dass ich mich auf die Seite der Opfer des NS gestellt habe und da auch bleibe - und neben deren Trauer tritt für mich die Wut auf die Täter*innen (auch wenn ich inzwischen verstehe, dass dieser Begriff „Täter*innen“ ein sehr weites Spektrum von Personen umfasst; in manche von ihnen und ihre Motivationen kann ich mich im nachhinein hineindenken, in sehr viele jedoch nicht, auch heute noch nicht).

Die begrenzte Möglichkeit einer Empathie mit manchen NS-Täter*innen ergibt sich für mich aus der Auseinandersetzung mit der Geschichte des Sozialismus und Kommunismus - es hat in der Republik von Weimar genügend alternative Angebote „von links“ zum NS gegeben. *Aber*: Der Missbrauch sozialistischer Ideen und Überzeugungen durch die vielen kommunistischen und auch manche sozialistischen Parteien (die SED hieß ja auch nicht mehr KPD) verletzt, verstört und erbittert mich bis heute. Auch in diesem Fall stehe ich auf der Seite der Opfer - und sowohl im Fall des NS wie auch im Fall des Stalinismus auf der Seite derjenigen, die - oftmals nach Haft und Verfolgung - in die Emigration gezwungen wurden.

Daraus ergibt sich aber nicht nur diese partielle Bipolarität, sondern oft auch ein Empfinden von Mitleid und eine Verpflichtung zu einem Minimum von Solidarität gegenüber denjenigen, die dazu gezwungen wurden, die Konsequenzen der Kriege und der Verbrechen im *ganzen* 20. Jahrhundert zu tragen und auszuhalten. Dazu gehören auch die Flüchtlinge und die Vertriebenen - abgesehen von denen, die den NS als Ursache für ihre Leiden ausblenden (wollen) und Revisionist*innen sind, manche auch ohne jede Empathie beispielsweise für die Leiden der ebenfalls heimatvertriebenen Pol*innen. Einschränkungen ergeben sich auch durch meine eigene Biografie - so kann ich, wie nach all dem bisher Gesagten wohl anzunehmen ist, nur begrenzt Verständnis gegenüber der Trauer über „Heimatverlust“ empfinden, weil ich selbst nie die Gelegenheit hatte, eine ausgeprägte Heimatliebe zu entwickeln. -

- *Der offizielle Lehrplan* ist wohl: Das Begreifen der Motive der Täter*innen steuert *und limitiert* die Emotionen gegenüber ihrem Handeln und Reden. Die Solidarität und das Mitleid mit den Opfern ist *im Verständnis* für sie nicht begrenzt, Grenzen ergeben sich für mich durch Überforderung - das allgemeine Leiden und seine Weitergabe über inzwischen zwei, drei Generationen hinweg kann kein einzelner Mensch ertragen. Also muss auch ich zusehen, wie

⁵⁶ Trotz aller Verkürzung halte ich diesen Vergleich für plastisch und einleuchtend: Wir haben tatsächlich jede Menge von Chroniken, Bildbänden und ganzen Bibliotheken über den NS. Über die „private Seite“ des Ganzen (insbesondere bei den Täter*innen) wissen wir dagegen immer noch relativ wenig. Zwei der wenigen Bücher, die darüber informieren, sind: Lore Walb: „Ich, die Alte - ich, die Junge“, Berlin 1997, und Eva Sternheim-Peters: „Habe ich denn allein gejubelt? Eine Jugend im Nationalsozialismus“, Köln 2000.

ich Zusammenhänge finden und organisieren kann, in denen diese Aufgabe angegangen wird⁵⁷.

- *Der heimliche Lehrplan:* Ich muss meine Möglichkeiten zum Begreifen und Verstehen und die Grenzen meines Engagements laufend überprüfen. Die Erfahrung sagt mir: Im Zweifelsfall weiß ich immer zu wenig, um mich eindeutig verhalten zu können. Ich muss aber auch begreiflich machen können, dass das keine „Verhaltensform der Kälte“ ist, sondern Reaktion auf eine Überforderung, die in dem Maß zunimmt, in dem meine Kenntnisse sich erweitern.
- *Der notwendige Lehrplan:* Ich muss die Wut zugleich zulassen und kanalisieren. Ich kann sie nicht im Sinne eines stoischen Verhaltens ausklammern oder verdrängen. Die Wut ist auch die Quelle für die Energie, nicht in Gleichgültigkeit und Komfort zu versinken. „Kanalisieren“ heißt nicht nur Richtungsbestimmung (für Engagement), sondern bedeutet auch Überwindung von Angst und Suchen nach einer möglichen Form von Gerechtigkeit. Ganz und gar emotional formuliert: Die Wut hängt eng zusammen mit dem Glauben an „das Gute“.

Angst und Mut - das alte „innere Kind“

Solange ich zurückdenken kann, bin ich ängstlich, schüchtern und besorgt gewesen - und dieser Grundzug hat sich bis heute durchgehalten. Damit will ich *nicht* sagen, ich sei „feige“ - aber manchmal muss ich mich schon zu kleinen Aktionen zwingen, die nicht ganz kalkulierbar sind⁵⁸. Den Mut dazu habe ich auf der anderen Seite auch - davon aber erst etwas später mehr. -

Soweit ich mich auf Erzählungen meiner Eltern, teilweise sogar noch meiner Großeltern zurückbesinnen kann, hieß es immer, ich sei ein sehr ruhiges Kind gewesen. Das nahm für mich im Rückblick von heute erstaunliche Ausmaße an: Bei einem Winterspaziergang zogen mich meine Eltern auf einem Schlitten hinter sich her. Dabei bemerkten sie zunächst nicht, dass ich heruntergefallen war und liegenblieb. Offenbar habe ich weder geschrien noch geweint; als sie den Vorfall nach kurzer Zeit bemerkten und umkehrten, fanden sie mich an der Stelle vor, wo ich liegen geblieben war, und ich freute mich; das alles war wohl so seltsam, dass sie sogar ein Foto davon machten (für mich der Punkt, an dem ich meine Erinnerung festmachen kann - es ist nicht der einzige Vorfall gewesen).

⁵⁷ Ein Weg dafür war und ist für mich die Beschäftigung mit den historischen Orten der Verbrechen und mit den Zeitzeug*innen. Das begann bewusst und langsam zunehmend geplant in den 80er Jahren in Niedersachsen, setzte sich ab 1990/91 in Schwerin fort (eine Zeitlang war ich im Vereinsvorstand der Gedenkstätte Wöbbelin), mündete dann 1995/96 in die Begründung des Vereins „Politische Memoriale Mecklenburg-Vorpommern“ und schließlich in eine Vielzahl von Exkursionsveranstaltungen mit Student*innen und in Seminare in der Bildungsarbeit.

⁵⁸ Ein Miniaturbeispiel aus dem letzten halben Jahr: Ich hatte mich zu einer Tagung der Evangelischen Nordkirche in Züssow angemeldet. Als ich dort mit dem Auto ankam - etwas zu früh, wie meistens -, hatte ich den starken Impuls, wieder umzukehren, weil mir klar war, dass ich niemanden kennen würde. So war es auch. Nach etwa einer Stunde war der Impuls wieder weg; ich unterhielt mich bald mit einigen Leuten, saß aber beim gemeinsamen Mittagessen, bei dem alle durcheinander redeten, weil sie sich meist gut kannten, stumm dabei - und ging am Ende doch etwas früher, weil ich keine Lust auf Abschiedsgesten und Kommentare hatte es erschien mir in diesem Augenblick als „peinliches Gefuchtel“.



Zu diesem Zeitpunkt muss ich etwa 4 - 5 Jahre alt gewesen sein, da meine Schwester nicht beteiligt ist, die sonst immer mit fotografiert wurde (sie ist viereinhalb Jahre jünger).

Heute führe ich das darauf zurück, dass ich als Adoptivkind zutiefst verunsichert gewesen sein muss: Ich wurde erst im Mai 1946 aus dem Krankenhaus geholt, in dem ich wohl schon einige Zeit lang lag - man hatte mir nicht mehr viel Chancen eingeräumt, und meine neuen Eltern nahmen mich, wie ich erfuhr, auf eigenes Risiko hin mit (vielleicht aus Mitleid; ich habe sie durchweg als mitfühlend erlebt, wenn auch oft überfordert). - Ich halte das selbst für ein bisschen viel an Küchenpsychologie; andererseits weiß ich heute, dass ein halbes Jahr Trennung von der natürlichen Mutter und der Verbleib in einer Klinik zumindest Folgen haben können, wenn nicht müssen⁵⁹. Ich weiß aber auch, dass man damals in diesen Punkten über kein Problembewusstsein verfügte - man nahm ja an, dass Kinder so-

⁵⁹ Auch wenn die Bindungstheorie nicht mehr die neueste und in einigen Punkten umstritten ist - eines ihrer Ergebnisse scheint mir stimmig zu sein: Wenn ein Kleinkind ohne die körperliche Nähe und Zuwendung einer Mutter auskommen muss, wird es in seinem weiteren Leben Probleme damit haben, anderen zu vertrauen (und bei Enttäuschungen umso schwerer getroffen sein). Trotz des sehr stabilen und „normalen“ Verhaltens meiner Adoptiveltern meine ich, dass ich bis in die Gegenwart einige dieser frühen Erfahrungen entsprechende Folgeprobleme habe.

gar Kriegserlebnisse relativ leicht und einfach überwinden könnten. Die ganze Literatur über „Kriegskinder“, die es inzwischen gibt, spricht ziemlich überzeugend gegen diese damals „naive“ Meinung. - Jedenfalls kann ich sagen, dass ich kaum je zu großer Selbstsicherheit neigte; auf dem Gymnasium kompensierte ich die Schwäche beispielsweise später, in der ersten Hälfte der 60er Jahre, u. a. mit pubertärer Arroganz. -

Zu der Schüchternheit und Unsicherheit trug bei, dass ich immer „schlechte Augen“ hatte: Als Kleinkind schielte ich so grässlich, dass sich meine Eltern dazu entschlossen, diesen Fehler korrigieren zu lassen - in zwei Augenoperationen, von denen eine scheiterte: Je nachdem, mit welchem Auge ich sehe (es ist fast immer nur eines) - mit dem jeweils anderen schiele ich dann ziemlich erheblich. Da auch die Operationen ziemlich unerfreulich waren (bei einer war die Narkose zu schwach), habe ich später nie wieder versucht, das nachkorrigieren zu lassen. Die Folgen dieser Sehschwäche sind weitreichender, als man annehmen möchte⁶⁰; mir haben sie jedenfalls eine zusätzliche, oft nicht ganz unerhebliche Unsicherheit eingetragen - und seit meinem dritten Lebensjahr eine Brille (die ich hasste, weil mich andere Kinder deswegen oft verspotteten)⁶¹.



⁶⁰ Da ich aufgrund dieser Schwierigkeiten meist nur mit einem Auge aktiv sehe, kann ich manche Spiele wie (Tisch-)Tennis oder Federball nicht spielen - ich haue fast immer daneben; ich greife manchmal sehr unsicher nach Gegenständen (und werfe manchmal sogar Gläser um); beim Wandern muss ich mich sehr bemühen, um trittsicher zu bleiben - vor allem beim Abwärtsgehen; die meisten 3-D-Filme kann ich nicht ansehen usw.

⁶¹ Bei der Durchsicht meiner alten Fotos habe ich festgestellt, dass ich in vielen Phasen der Entwicklung und in vielen Einzelsituationen ausgesprochen linkisch dastehe, mit fast verdrehtem Körper und beiseite gewandtem Kopf. Nach meiner Erinnerung zieht sich das bis in die ersten zwei oder drei Semester im Studium hinein - ich stehe und gebe mich da alles andere als „cool“. Mir erscheint das jedoch nicht als sympathische Bescheidenheit, sondern eher als etwas (jemand), von dem man lieber wegsieht. - An die Brille habe ich mich schon lange gewöhnt - allein schon deswegen, weil ich sie brauche. In der Kindheit kam ich zeitweise auch noch ohne sie aus.

Bei dem linken Foto zeigt sich, wie sehr sich der Fotograf bemüht hat, das Schielen nicht so stark abzubilden. Die Operationen an beiden Augen fanden statt, bevor ich in die Schule kam. - Beide Bilder sind nahezu zeitgleich aufgenommen - das linke wohl noch 1951 in Chemnitz; die Einschulung fand zu Ostern 1952 in Allendorf Krs. Marburg/Lahn statt. Zu diesem Zeitpunkt war ich schon gezwungen, die Brille zu tragen, versuchte aber immer wieder, sie loszuwerden (ich „verlor“ sie beispielsweise). Ich fand mich damit stockhässlich und gewöhnnte mich erst sehr viel später daran.

Aus all dem ergab sich ein merkwürdiges Verhaltensmuster: Ich schreckte und schreckte vor neuen Menschengruppen zurück, zu denen ich hinzukommen soll, und vermeide das, wenn es geht. Wenn ich aber doch dort angekommen bin und einen gewissen Überblick gewonnen habe, vergeht die Zurückhaltung; ich kann mich dann ganz gut zuordnen und aktiv werden, wenn sich eine Gelegenheit dafür findet (wenn nicht, versuche ich, unauffällig wieder zu verschwinden). Aber auch der Start bei solchen Situationen kostet mich jedes Mal ein Mindestmaß an Überwindung; die lebenslangen anderen Erfahrungen helfen mir nicht. Andere, viel selbstsichrere Menschen bewundere ich einerseits, andererseits betrachte ich sie mit Misstrauen. - Die Titel, die ich mir erarbeitet habe, geben mir in manchen Situationen etwas Sicherheit - fast wie eine Uniform: Ich kann eine Rolle spielen. Wenn der Rahmen dafür aber nicht gegeben ist, hilft mir das auch nichts.

In scharfem Widerspruch dazu stehen zwei andere Verhaltens-Konstanten, die ich bei mir feststelle. Die eine Konstante ist ein gewisser Mut zum Risiko, der mich im Rückblick manchmal verblüfft. Das war beispielsweise so, als ich mich von Konstanz zum Studieren nach Berlin auf den Weg machte - eigentlich der Weg in eine Situation, die ich grundsätzlich fürchtete: Ich wusste nicht im mindesten, was auf mich zukommen würde. Es war auch schwierig genug - aber: Nach Konstanz zurückzugehen, hätte ich für Feigheit gehalten; also blieb ich (letzten Endes für 20 Jahre). Ähnlich riskant war der Weggang von Berlin über Hannover bis ins Wendland: Ich hatte zwar lange darüber nachgedacht, ging dann aber ziemlich umstandslos weg. - Dieses Muster wiederholte sich dann sowohl bei der Entscheidung, nach Schwerin zu gehen, wie auch danach, als ich beschloss, mich um die Professur in Sachsen zu bewerben: Riskante Schritte ins Unbekannte.

Die andere Konstante finde ich bemerkenswerter: Wenn ich von etwas überzeugt bin, exponiere ich mich. Das begann bei meiner Abiturrede; die (vorläufig) letzte Aktion dieser Art war, mich 2015/16 gegen die Fremdenfeindlichkeit in Roßwein zu stellen⁶². Im Augenblick bin ich dabei, mich gegen die AfD zu exponieren: Das werde ich auch tun, und ich bereite das gründlich vor. Bei dieser Entscheidung bleibt es auch, wenn sich zufällig ergeben sollte, dass ich mich exponieren müsste, bevor ich nach meinen Planungen soweit bin, wie ich es gern sein möchte⁶³.

Offensichtlich verhält sich der „Mut“ komplementär zu Angst, Schüchternheit und Besorgnis: Ich komme in beiden Fällen nicht aus meiner Haut heraus.

⁶² Bei manchen Demonstrationen ging ich in der ersten Reihe mit (ein Foto zeigt mich sogar im Zentrum); ich hielt Reden auf dem Rathausplatz und in der Kirche bei zwei Einwohnerversammlungen usw. - das ist also alles möglich. Entscheidend war dabei aber auch die Berufsrolle und die Tatsache, dass die meisten Menschen sie kannten.

⁶³ Erstaunlicherweise galt das auch in einem anderen Bereich: Ich hatte nie besondere Angst vor und in Prüfungen; manche ging ich auch offensiv an - so z. B. meine mündliche Diplomprüfung: Ein Dozent, bei dem ich kurz vorher meinen letzten notwendigen Leistungsschein abholte, fragte mich: Warum gehen Sie denn in die Prüfung? Sie fallen doch sowieso durch!

Nachbemerkung: Zwischenstand

Ich möchte den Text an diesem Punkt unterbrechen. Ich glaube, die Skizze eines quasi „bipolaren“ Introvertierten mit einigen konstanten Grundüberzeugungen ist so weit gediehen, dass die Konturen erkennbar sind. - Ich bemerke aber auch, dass die bisherigen beiden Texte über die politische Autobiografie und über die „Motivationsketten und Verhaltensstränge“ ein unvollständiges Porträt darstellen.

Bei einem kommenden dritten Text denke ich nicht so sehr an eine Skizze meines „Privatlebens“, sondern eher an mein gewachsenes Verhältnis zu „Bildung und Kultur“ - in einer Zeit, in der ich den Eindruck habe, dass deren klassische Formen sowohl einem starken Wandel wie auch einem gewissen Verfall ausgesetzt sind⁶⁴. Ich möchte mit einem neuen Text nicht nur gegen meine gewisse Resignation und Melancholie anschreiben, sondern auch versuchen, herauszuarbeiten, wo ich nicht nur verfallende Formen und Ornamente selbstvergessener Reflexion, sondern auch eine Substanz sehe - eben die möchte ich nicht nur behalten, sondern sie auch als Qualität nach außen vermitteln. Die Ebene bzw. Bühne, auf der ich das derzeit noch versuche, sind vor allem die Seminare, die ich anbiete (mit anderen zusammen) - solange ich sie noch machen kann. Fünf bis sechs Jahre traue ich mir dafür noch zu - wenn ich dann achtzig Jahre alt geworden bin, werde ich neu über die verbleibenden Möglichkeiten nachdenken. Bei meinen Leser*innen bitte ich um etwas Geduld bis zum nächsten Text. -

Die Texte, die ich seit Januar 2020 geschrieben habe, sind kurz vor dem Ausbruch und im Kontext der Corona-Pandemie entstanden; die Pandemie erreicht gegenwärtig einen ersten Höhepunkt - und wirft einen Schatten voraus: Die Möglichkeit einer „zweiten Welle“. Die Texte sind davon kaum berührt, weil ich unter den neuen Lebensumständen kaum zu leiden habe; ich habe auch keine Befürchtungen, mich zu infizieren und in ernsthafte Schwierigkeiten zu geraten. Das Moment des „memento mori“ war schon vorher eingeschlossen - nicht deswegen, weil ich, den neuesten Jargons zufolge, zu einer „Hochrisikogruppe“ gehöre, sondern einfach aufgrund der Tatsache, dass ich gegenwärtig ziemlich genau 74,5 Jahre alt bin - und das physisch durchaus mehr als einmal am Tag bemerke.

Umso wichtiger ist mir das beschriebene Moment der Neugier, die mich nach wie vor dazu motiviert, sowohl „gewöhnlichen“ wie auch manchen „abseitigen“ Themen ([nicht nur] des Alltags) nachzugehen - wie das verehrte Vorbild Montaigne und das andere, fast noch mehr verehrte Vorbild Lichtenberg (und noch mehr: Jean Paul, Valéry und andere). Neugier, die europäische Kultur und die Fesseln, die sie uns anlegt, ebenso wie die Neugier auf asiatische und andere Kulturen - das sind die besseren, lichtereren Momente meiner durchaus privilegierten Tage, in denen mich meist nur sehr prosaische Sorgen und Bemühungen (Abwaschen, Putzen, Sparen, Einkaufen...) plagen. -

⁶⁴ Auch das entspricht einem Muster, das sich durch meine Biografie hindurchzieht: Ich hatte immer eine Schwäche für scheinbar „unnützes Wissen“, das sich scheinbar nie lohnte oder „auszahlte“. Ich liebe diese ewig unvollständige, kleine innere „Enzyklopädie“ sehr - egal, ob es sich um den „Antiken-Fimmel“ handelt, um die Trauerverarbeitungsformen in Vietnam, die Fixierung auf „Ehre“ in der Türkei oder die seltsame Faszination, die Dampflokotiven auslösen (und bei mir noch heute nostalgische Gefühle, auch wenn sie teilweise ambivalent sind: Das ewige Rattern auf den Gleisen bei sehr langen Bahnfahrten)... - heute kann ich mir diese Ziellosgkeit des Wissenserwerbs „leisten“. Ich habe eher die nicht immer erfüllbare Neigung, mit anderen darüber zu reden; manchmal sind Seminare eine Hilfe dabei. Bei der disziplinierten Form von Gesprächen kommt man dabei eben nicht „vom Hölzchen aufs Stöckchen“, sondern erschließt neue Verständnis-Räume.

Als ich in Berlin zum Studieren ankam, habe ich mir vorgenommen, ein Tagebuch zu führen. Ich habe den Versuch im zweiten Semester abgebrochen, als ich bemerkte, dass es meist kaum mehr als ein Gejammer über die Defizite meines studentischen Alltags war. Zu einem „politischen“ Tagebuch reichte es aber nicht - die Zeiten waren zu bewegt, ich hätte viel zu viel schreiben müssen. Eine Zeitlang waren in großen Zeitabständen Gedichte ein gewisser Ersatz; Mitte der 70er Jahre habe ich auch dieses Schreiben eingestellt. Vor drei Jahren habe ich noch einmal einen ähnlichen Versuch unternommen; er scheiterte, weil die „Versuchsordnung“ zu unproduktiv war (ich glaube allerdings, dass ich manches davon noch einmal aufgreifen werde).